# IMAGO

## ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR SIGM. FREUD
REDIGIERT VON
DR OTTO RANK u. DR HANNS SACHS

III. JAHRGANG / 1914
HEFT 5 / / OKTOBER



1914
HUGO HELLER & CIE
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

DIE UNREGELMÄSSIGKEITEN IM ERSCHEINEN UND IM UMFANGE DIESER ZEITSCHRIFT, WELCHE UNS DURCH DIE KRIEGSLAGE AUFERLEGT SIND, WOLLEN DIE P. T. ABONNENTEN FREUNDLICHST ENTSCHULDIGEN. DAS VERSÄUMTE WIRD NACH WIEDERKEHR NORMALER ZUSTÄNDE NACHGEHOLT WERDEN.

---

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien XIX/1, Peter-Jordangasse 76 adressiert werden.

---

»IMAGO« erscheint SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von etwa 36 Bogen und kann für M. 15.— = K 18.— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien I., Bauernmarkt 3 abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Auch wird ein GEMEINSAMES ABONNEMENT auf »IMAGO« und die »INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE« zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von Mk. 30.— = K 36.— eröffnet.

Die wenigen noch verfügbaren Exemplare des abgeschlossenen II. Jahrgangs »IMAGO« werden im Preise erhöht, so daß der komplette II. Jahrgang nunmehr M. 18.— = K 21.60, gebunden M. 22.50 = K 27.— kostet. Auch vom ersten Jahrgange sind noch einige wenige Exemplare zu diesem Preise verfügbar.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN mit Lederrücken sind zum Preise von M. 3.— = K 3.60 durch jede gute Buchhandlung, sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

# IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
SCHRIFTLEITUNG:
III. 5. DR. OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1914

## Die Couvade und die Psychogenese der Vergeltungsfurcht[1].

Von Dr. THEODOR REIK (Berlin).

Hier dacht ich lauter Unbekannte
und finde leider nah Verwandte;
es ist ein altes Buch zu blättern:
vom Harz bis Hellas immer Vettern.
Goethe.

### I. Die Berichte.

Die alte Erfahrung, daß gerade dort, wo Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit sich einstelle, hat eine Bestätigung durch die Namengebung der als Couvade bezeichneten Phänomene gefunden. Man hat das Wort von einem baskischen couver (= brüten) abgeleitet[2]. Alle ernsthaften Forscher sind heute darüber einig, daß die Bezeichnungen Couvade und Männerkindbett weder dem Umfange noch dem Inhalte nach den beobachteten Tatsachen entsprechen. Couvade ist nach der Ansicht von Sidney Hartland »a name too rooted now to be changed, albeit one founded on a mistake as the use of the word and a limitation untenable on scientific grounds, though inevitable in the then state of our know-

---

[1] Nach einem am 25. April 1914 in der Berliner psychoanalytischen Vereinigung gehaltenen Vortrage.

[2] Cordier, De la covade en Espana. Anthropos 1910, p. 775 ff. Andere wollten seinen Ursprung in einem lyonnesischen »Encovar« (cueva, encerrarse, occultarso = sich verbergen) sehen. In dem heutigen Sprachschatze der französischen Sprache fehlt das Wort. Es bezeichnete, wenn man dem »Dictionnaire de l'ancien langage françois« von La Courne de Saint Palaye 1877 folgen darf, »lieu de sûreté, demeure dans l'enceinte et couvert de son parc. D'où vient l'expression faire couvade pour se tenir à couvert dans son parc, dans une asseurée retraite« (nach Monet et Rob. Estienne Dict.) »Se cacher, se tenir aux aquets.« (Dict. de Cotgrave.) — »S'accoupir comme une poule, qui couve afin de voir ce qui se passe, sans se hasarder.« (IV. Bd., p. 358.) In Fréderic Mistrals »Lou trésor doù felibrige ou dictionnaire provençal française« (Tom. I, p. 662) finden wir einen Ausdruck Couvado oder Cougado, der sich dem Sinne nach mit dem der Couvade deckt.



ledge, to certain remarkable developement of the usage«[1]. Die durch den unrechtmäßigen wissenschaftlichen Gebrauch erworbene Unentbehrlichkeit des Wortes nötigt uns also, uns seiner weiter zu bedienen.

Wollen wir erfahren, was die Völkerkunde mit dem Worte bezeichnet, so müssen wir bis auf weiteres folgende Bestimmung zulassen: die bei vielen Völkern beobachtete Sitte, daß der Vater eines neugeborenen Kindes sich längere oder kürzere Zeit zu Bette legt, eine bestimmte Diät einhält, sich der schweren Arbeit und der Jagd enthält usw., während seine Frau, die eben ein Kind zur Welt gebracht hat, ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nachgeht. (Wir werden bald erkennen, in wie vielen Punkten diese Bestimmung der Korrektur bedarf.) Der Eindruck, welchen diese Erscheinungen auf fremde Beobachter machten, läßt uns verstehen, daß ihnen eine Art Wochenbett des Mannes bei der Namengebung vorschwebte.

Unsere Erfahrungen über die Couvade sind alt, wenn auch keineswegs immer auf zuverlässigen Berichten beruhend. Schon Diodor schrieb von den Korsen[2]: »Das Sonderbarste bei ihnen ist der bei den Geburten der Kinder übliche Brauch. Wenn nämlich ein Weib gebiert, kümmert man sich keineswegs um sie, wohl aber legt sich ihr Mann eine bestimmte Anzahl von Tagen ins Wochenbett, als ob ihn der Leib schmerze.« Strabo berichtet von den Frauen der Iberer, daß sie nach der Geburt ihre Männer bedienen, während diese statt der eben Entbundenen sich niederlegen[3].

Apollonius von Rhodos erzählt von den Tibarenern am Schwarzen Meere, daß sie nach der Geburt eines Kindes laut weinend und klagend auf ihren Betten liegen, sich von ihren Frauen pflegen lassen und die Bäder der Wöchnerinnen nehmen[4]. Berichte neuerer Reisender aus Nordspanien, Südafrika, Sardinien und Korsika beweisen, daß die Nachkommen jener alten Völker die Couvade kennen. So schrieb Francisque Michel noch 1857 von den Bewohnern Biscayas[5]: »Die Frauen stehen nach ihrer Entbindung sofort wieder auf und besorgen die häuslichen Arbeiten, während die Männer sich mit den zarten Geschöpfchen zu Bette legen und da die Glückwünsche der Nachbarn empfangen.« Wir sind erstaunt zu hören, daß Marco Polo, der berühmte Forschungsreisende des vierzehnten Jahrhunderts, aus einer Provinz Chinas ähnliches meldet[6]: »Es ist in dieser Provinz Sitte, daß, wenn eine Frau geboren hat, sie das Bett verläßt, aufsteht und dem Haushalte nachgeht; und

[1] The Legend of Perseus. A Study of tradition in story custom and belief. London 1895. Vol. II, p. 400.

[2] Diodorus Siculus, Bibliotheca historica. I, 80.

[3] Strabo IIIc, 17.

[4] Ἀργοναυτικα II, 1011 fg.

[5] »Le pays Basque.« Paris 1857, p. 201. Auch de Laborde bezeugt (»Itinéraire déscriptif de l'Espagne. Paris 1809, II, p. 123), daß die Basken der Provinz Navarra den Brauch kannten.

[6] De regionibus orientalibus. Bd. II, Kap. 41.

dann legt sich ihr Gatte 40 Tage lang zu Bett, indem er Sorge für das Kind trägt. Die Mutter aber tut nichts anderes für das Kind, als daß sie ihm die Brust gibt. Und die Freunde und Verwandten besuchen indessen den darniederliegenden Mann nicht anders als bei uns die Wöchnerinnen besucht werden. Sie sagen nämlich, daß die Frau schwanger gewesen sei, geboren und lange gelitten habe, so sei jetzt in der Ordnung, daß sie sich 40 Tage von der Sorge und der Mühe um das Kind erhole, nichtsdestoweniger bringt sie dem Mann das Essen ans Bett.« Die weiteren Angaben über die Bewohner der Provinz, welche keine Schrift hatten und in abseitigen Wäldern wohnen, lassen darauf schließen, daß sich Marco Polos Schilderung auf die Miautse, die Urbevölkerung Chinas, bezieht. Tatsächlich hat Lockhart das Vorkommen der Couvade bei den Restbeständen der Miautse bezeugt[1]. Kunnicke[2] zitiert den Text eines Bildes, das man in Bushells »Chinese Art« 1906 nachschlagen kann: »Den Vater sieht man durch das Fenster der Hütte auf dem Bett liegend, er hält das neugeborene Baby an der Brust und draußen die Mutter, welche mit dem Essen kommt — er muß behandelt werden wie ein Kranker .... einen Monat lang, sonst geschieht ein Unglück.« A. Crain (zitiert bei Kunnicke) berichtet, daß die Urbevölkerung Indiens, die Drawidas, die neugeborenen Kinder in das Bett des Vaters legen und der Mann in der folgenden Zeit für tabu gilt. Thurston erfuhr von den Koramas, welche dieselbe Sitte aufweisen, als Grund dieser Maßregel, »daß des Mannes Leben wertvoller sei als das der Frau und der Gatte der wichtigere Faktor bei der Geburt eines Kindes sei, so verdiene er es, daß man sich mehr um ihn kümmere«[3]. E. Tylor behauptet[4], daß in Südindien die Sitte besteht, daß der Mann nach der Geburt des ersten Sohnes oder der ersten Tochter von seiner Hauptfrau (oder eines anderen Sohnes) einen Mondmonat lang zu Bette liegt, hauptsächlich von Reis lebend und sich aller aufregender Speisen und des Rauchens enthaltend. Am Ende des Monats badet er, zieht ein neues Gewand an und gibt seinen Freunden ein Fest. Hier kommt also ein von uns bisher noch nicht hervorgehobenes Detail in Betracht: der die Couvade haltende Mann unterliegt Diätbeschränkungen. Wir finden diese nicht nur auf Speise gerichteten Beschränkungen auf vielen Inseln des malaischen Archipels: als Beispiel mögen die Sitten der Daykas dienen: der Gatte einer schwangeren Frau darf kurz vor ihrer Entbindung mit keinem scharfen Werkzeuge arbeiten; er darf keine Tiere schlagen, kein Gewehr abschießen, noch irgend etwas tun, was einen verletzenden Charakter

---

[1] On the Miautze or aborigines of China. Transactions of the ethnolog. Society in London. Vol. I, p. 187 (New Series).

[2] Das sogenannte Männerkindbett. Zeitschrift für Ethnologie. 43. Jahrgang 1911.

[3] Ethnographic Madras 1906, p. 547—551.

[4] Researches into the early history of mankind. London 1865.

hätte. Man glaubt nämlich, daß eine derartige Tätigkeit einen schlechten Eindruck auf die Entwicklung des erwarteten Kindes ausüben könnte. Nach der Entbindung ist die ganze Familie tabu. Während der folgenden Zeit darf der Ehemann nichts als Reis und Salz essen, er darf nicht in die Sonne gehen und 14 Tage lang nicht baden. Die Salzdiät soll verhüten, daß der Leib des Kindes unnatürlich dick werde. Wir erkennen bereits hier, daß eine Reihe neuer Details unsere bisher einheitliche Vorstellung von der Couvade in Verwirrung zu bringen droht. Denn außer dem »Wochenbetthalten« hat ein Ehemann bei den Daykas und vielen anderen Völkern bei der Geburt eines Kindes, die uns als ein »freudiges« Ereignis erscheint, sich schwere Entbehrungen aufzuerlegen. Bei den Karaïben z. B. hat er nicht nur eine Diät von 10 bis 12 Tagen zu halten, während welcher Zeit er nichts als ein kleines Stück Cassavabrot und ein wenig Wasser täglich erhält. Später bekommt er zwar etwas mehr von dieser Gefangenenkost, enthält sich aber manchmal 10 Monate oder ein ganzes Jahr lang vieler Fleischsorten, der Schildkröte, des Schweines, der Hühner und Fische usw. Er glaubt nämlich, daß das Essen dieser Tiere dem Kinde schaden könnte. De Rochefort, der diese Sitten berichtet[1], fügt hinzu, daß dieses Fasten nur bei der Geburt des ersten Kindes strenge gehalten werde; nach der Geburt der anderen wird die Diät der Karaïbenväter weniger rigoros und viel kürzer dauernd. Berührt uns schon diese Speisediät fremdartig, wie sollen wir uns erst den folgenden Vorgang erklären, den derselbe Autor erzählt? »Einige von den Karaïben haben noch einen anderen Brauch und der ist noch schlimmer als alles übrige für den Vater, welchem ein Kind geboren worden ist, denn am Ende der Fasten schröpft man ihn gehörig an den Schultern mit einem Agutizahn. Und der Unglückliche muß sich nicht allein dies gefallen lassen, er darf sogar nicht einmal das geringste Schmerzgefühl äußern. Sie glauben nämlich, daß je größer sich die Geduld des Vaters bei dieser Probe bewährt habe, um so sicherer gestellt sei die Tapferkeit der Kinder.« Unser Urteil, daß der Anfang der Vaterschaft keineswegs zu den Annehmlichkeiten eines Karaïbenlebens gehört, wird bekräftigt, wenn wir erfahren, was ein anderer Forscher, du Tertre, erzählt[2]: »Wenn die 40 Tage (des Fastens) um sind, laden sie ihre Verwandten und besten Bekannten ein, und wenn diese angekommen sind, zerschneiden sie, bevor sie sich zu Tische setzen, die Haut des armen Kerls mit Agutizähnen und entziehen allen Teilen seines Körpers Blut — anstatt eines eingebildeten Kranken machen sie recht oft einen wirklichen.« Der Vater eines kleinen Karaïbenjungen erscheint uns bald als Märtyrer, denn seine Qualen sind mit dieser Blutprobe noch

---

[1] Histoire naturelle et morale des Isles Antilles de l'Amerique. Rotterdam 1665.

[2] Histoire générale des Antilles habitués par les Français. Paris 1667, p. 372.

nicht abgeschlossen: die freundlichen Gäste nehmen sodann 60 bis 80 große Körner Piment oder indischen Pfeffer, den stärksten, den sie auftreiben können, und waschen mit diesem zerstoßenen und in Wasser gelösten Gewürz die Wunden und Narben des armen Opfers. Du Tertre fügt hinzu, er glaube, daß so ein armer Karaïbe dabei kaum weniger leide, als wenn man ihn bei lebendigem Leibe verbrenne. Diese Operation muß der Vater ohne jede Schmerzäußerung über sich ergehen lassen, sonst gilt er als ehrlos und feige. Nachher wird er wieder zu Bette gebracht, während die anderen sich einem fröhlichen Mahle widmen. Die folgenden sechs Monate ißt er weder Fische noch Vögel, denn die Fehler der Tiere, die er genossen hat, würden auf das Kind übergehen. Er darf z. B. keine Schildkröte verzehren, sonst würde sein Kind taub werden (die Schildkröte hat keine äußeren Ohren); wenn er vom Manati (Seekuh) äße, würde es kleine, runde Augen haben wie dieses. Auch bei den Stämmen der Arnaks und der Warraus darf der Vater in dieser Zeit keinen Baum fällen, keine Flinte abschießen, kein großes Wild jagen, da sonst das Kind krank werden und sterben würde. Als besonderes Tabutier gilt bei vielen Stämmen das Aguti: beim Genuß des Agutifleisches durch den Vater würde das Kind mager werden; das Verzehren des Haimara würde die Blindheit des Kindes herbeiführen; das Verbot des Marudi wird mit der Furcht begründet, der Sprößling könnte tot geboren werden. La Borde erzählt als eine besonders lächerliche Vorsichtsmaßregel, daß die Karaïben nach der Geburt eines Kindes baden gehen, damit das Baby nicht kalt werde[1]. Dieser Autor gibt ebenfalls eine ausführliche Schilderung der Entbehrungen, welche der Vater bei den Stämmen Südamerikas sich aufzuerlegen hat. Er fastet nicht nur lange Zeit, er geht nur des Nachts aus, besucht niemanden, fürchtet sich, jemanden zu sehen, welcher Fisch gegessen hat; der Geruch könnte ihn in Versuchung führen, selbst Fisch zu essen, und die Mutter würde dadurch krank werden und das Kind sterben. Wenn man ihm dann die Haut an verschiedenen Stellen zerschnitten und zerfetzt hat, reibt man die Wunden mit einem Aufguß von Pimentkörnern und Tabaksjauche ein. Das edle Blut, das vergossen wurde, wird dem Kinde ins Gesicht gerieben, damit es tapfer werde. Je standhafter der Vater war, um so mutiger wird das Kind werden.

Wir wollen nicht vergessen, daß bei den meisten Stämmen, welche die Enthaltungsgebräuche der Couvade kennen, nach Ende der Fastenzeit ein großes Festessen veranstaltet wird, welches gerade die verbotenen Tiere an der Tafel findet. In Brasilien wird die Couvade fast überall beobachtet. Sogar unter den an den Quellflüssen der Schingu lebenden Indianerstämmen, welche erst 1887 von den Vettern von den Steinen entdeckt wurden und die

[1] Voyage qui contient une relation exacte de l'origine des Caraïbes. Leide 1704. Chap. VII, p. 585.

keinerlei Berührung mit der Kultur aufwiesen, herrschen dieselben Gebräuche.

Wenn bei allen diesen so weit voneinander wohnenden Völkern die »echte« Couvade, d. h. das anscheinende Wochenbett des Mannes, im wesentlichen dieselbe Form aufweist, so variieren die Enthaltungssitten des Vaters, was Zahl, Form und Inhalt betrifft, außerordentlich. M. Dobritzhoffer gab von den Vaterriten der Abiponer eine anschauliche Schilderung, aus der ich hier ein Beispiel anführe[1]: Franziskus Barrada, der Stellvertreter des königlichen Gouverneurs, besichtigte die neue Kolonie Conception im Gebiete von Santiago. Der Kazike Malakin, der eben sein Bett verlassen hatte, an welches ihn die Niederkunft seiner Frau gefesselt hielt, kam, Barrada zu begrüßen. Dieser bot dem Kaziken spanischen Schnupftabak an, den er sehr liebte. Gegen alle Erwartung wies Malakin ihn jetzt zurück und gab, darüber befragt, folgende Auskunft: »Weißt du denn nicht, daß meine Frau jüngst geboren hat? Muß ich nicht vom Reizmittel für die Nase ablassen? In welches Unglück könnte ich durch mein Niesen meinen kleinen Sohn stürzen?« Dobritzhoffer fügt hinzu, daß der vorzeitige Tod eines Kindes regelmäßig dem Vater zugeschrieben wird. Die Frauen geben als Grund an, daß der Vater sich nicht des Honigweines enthalten habe, daß er sich den Magen mit Fleisch vom Wasserschwein überladen, oder daß er sich durch Reiten bis zum Schweiß ermüdet habe. Der Schuldig-Unschuldige wird dann verwünscht und verflucht. Bei den meisten die Couvade haltenden Völkern darf der Vater während dieser Zeit keine schweren Arbeiten ausführen und keine Waffen berühren. Hartland[2] erzählt von den Niasevätern, daß sie folgendes vermeiden müssen: Das Sprechen mit Malajen oder Chinesen, sonst wäre das Kind nicht imstande, seine eigene Sprache zu sprechen, ein Stück Holz zu brechen, sonst würde das Kind mit einer Hasenscharte geboren werden, ein Schwein zu verwunden oder zu töten, sonst würde das Kind die Schmerzen erleiden, keine Käfer essen (welche die Eingeborenen sehr lieben), sonst würde das Kind Husten bekommen. Auf Melanesien enthält sich der Vater aller heftigen Bewegungen, würde er sich nicht ruhig verhalten, so würde sich auch das noch ungeborene Kind plötzlich bewegen. Von der Ausdehnung dieser Gebräuche der Zeit nach mögen folgende Angaben eine Vorstellung geben: auf Jap darf der Ehemann vom vierten Monat der Schwangerschaft seiner Frau keine Bananen, keine gefallenen Kokusnüsse und keine Schildkröte essen[3]. Bei den Zambalen auf Luzon (Philippinen) darf schon der Bräutigam in der letzten Woche vor der Hochzeit keine sauren Früchte genießen, weil sonst

[1] Historia de Abiponibus. Viennae 1784, p. 231.

[2] Vgl. oben.

[3] Senfft Arno, Gefühlsleben bei Südsee-Insulanern. Völkerschau III. München 1904.

seine zukünftigen Kinder viel an Bauchschmerzen litten[1]. In anderen Gebieten unterliegt nicht nur der Mann, sondern beide Gatten strengen Verboten. Beide Eltern dürfen z. B. eine Stelle nicht überschreiten, wo ein Mann umgebracht oder ein Büffel erschlagen oder ein Hund verbrannt wurde, sonst würde das Kind von den Verrenkungen des toten Mannes oder Tieres getroffen werden. Auf Nias dürfen sie kein Öl keltern, weil sonst das Kind Kopfschmerzen bekäme[2], und die Dajakeneheleute im südöstlichen Borneo dürfen nichts verkorken, weil es sonst an Verstopfung litte.

Brett, der um 1868 die Couvade in Gujana beobachtete, meint, die Diät könne nur von sehr wenigen mit voller Strenge ausgeübt werden, da die verbotenen Speisen einen guten Teil des indianischen Küchenzettels ausmachen und so ein Polygamist in die Lage käme, seine besten Mannesjahre fastend zuzubringen[3].

Überblicken wir das heutige Geltungsgebiet der hier als Couvade zusammengefaßten Vaterriten, so ergibt sich, daß die Couvade jetzt nur mehr in Südamerika und Südostasien zu finden ist, während Reste davon noch in vielen Ländern, sogar in Südwesteuropa vorkommen. Die uns erhaltenen Berichte zeigen, daß sie oder ähnliche Gebräuche früher weit ausgebreiteter waren und alle Beobachter stimmen darin überein, daß ihre Ausübung mit dem Eindringen der Kultur stetig abnimmt. Ling Roth sagt[4], daß die Couvade in Australien unbekannt sei, sie existiere überhaupt nicht bei Wilden, bei Völkern auf der niedrigsten Kulturstufe (Tasmanier, Buschmänner, Hottentotten etc.). Ebensowenig findet sie sich natürlich bei kulturell hochstehenden Völkern. Hartland selbst ist der Meinung, daß die Couvadegebräuche nur bei solchen Völkern geübt werden, welche eine Zwischenstellung zwischen den höchsten und niedrigsten Kulturstufen innehaben. Als solche aber stelle sie das Symptom eines Übergangsstadiums der geistigen Entwicklung dar. Dieselbe Bedeutsamkeit für die Kulturgeschichte der Menschheit schreibt auch E. B. Tylor den Sitten der Couvade zu[5]. Er vergleicht sie geradezu mit einem geologischen Bruchstücke, an dem man die Formation erkennt und nach dem man die Schicht bestimmt, zu der es gehört. Ähnlich äußert sich die »Encyclopaedia Britannica«[6]: »It is far more likely, that so universal practise has no trivial beginnings, but is to be considered as a mile stone marking a great transitional epoche of humain progress.«

Wir werden also gespannt sein zu erfahren, was uns Kultur-

---

[1] Nach Blumentritt im Globus, XLVIII. und XLIV. Bd.

[2] J. G. Frazer, The golden Bough. Third Edition London 1911. Taboo and the perils of the soul, p. 88 ff.

[3] The Indian tribes of Gujana. London 1868.

[4] Zitiert bei Hartland, Vol. 2. p. 409.

[5] Researches into the early history of mankind and the development of civilization. London 1865, S. 287.

[6] The Encyclopaedia Britannica; Eleventh Edition 1910. Vol. VII, p. 338.

forscher und Vertreter der Völkerkunde über diese so wichtige Sitte zu sagen haben.

## II. Die Theorieen.

Gehen wir nun zu den Versuchen über, welche gemacht wurden, um das Rätsel der Couvade zu lösen, so bieten sich uns zahlreiche, einander widersprechende Meinungen und Hypothesen zur Prüfung dar. Wir wollen versuchen, die bedeutsamsten davon herauszugreifen.

Der Missionär Josef François Lafitau hat 1723 eine Erklärung der Couvade vom religiösen Standpunkte geliefert: die Couvade sei eine Erinnerung an die Erbsünde, die Vereinsamung und die Enthaltungsmaßregeln Anzeichen einer starken Buße[1]. Eine wissenschaftliche Grundlage zur Aufhellung dieser Gebräuche suchte Bachofen[2]: in der Couvade sei der Übergang vom Matriarchat zur Agnation Symptom geworden. In ihr werde der Zeugungsanteil des Vaters zum Ausdrucke gebracht gegenüber dem ursprünglich herrschenden Mutterrecht. Der Vater habe das Wochenbett nachgeahmt, um Rechte über sein Kind zu gewinnen, die früher nur der Mutter zustanden. Bachofen kommt bei Betrachtung der Couvade zu folgendem Schlusse: »Die Gynaikratie selbst verbindet sich von neuem mit dem religiösen Prinzipat der Mutter und jene eigentümliche Metamorphose des Vaters nimmt die Bedeutung einer Aufnahme desselben in die religiöse Weihe und Unantastbarkeit der Mutter an. Die Gynaikratie hat nicht leicht einen größeren Triumph feiern, der Vater seiner Unterordnung unter das Muttertum keinen sprechenderen Ausdruck finden können.« Allein die phantasievolle Hypothese eines »männlichen Protestes«, der in den Couvadegebräuchen seinen Ausdruck und seine Überwindung zugleich fand, ist nach einer Zeit großer Beliebtheit fast völlig fallen gelassen worden. Es widersprachen ihr vor allem Tatsachen: die Couvade herrscht bei vielen Völkern, bei welchen das Kind jetzt noch zum Mutterclan gehört[3]. v. Dargun erinnert ferner daran, daß gerade bei jenen Völkern, bei welchen die Couvade ausgiebig geübt werde, ein Wochenbett des Weibes wenig oder gar nicht bekannt ist, so daß also eine Nachahmung ausgeschlossen erscheint[4]. v. Dargun

---

[1] Es ist mir nicht bekannt, ob der Geistliche Vorbilder für seine Auffassung aus dem alten Testament vor Augen hatte. Es bleibt aber zu vermuten, daß er sich der Stelle 2. Samuel 12, 16—22, erinnerte: David hat dem Hethiter Uria sein Weib weggenommen: »Jahwe aber schlug das Kind, das Urias Weib David geboren hatte, so daß es erkrankte. Da suchte David Gott um des Knaben willen und David fastete eine Zeitlang und als er heimgekommen war, legte er sich auf den Boden. Da traten die Vornehmsten des Hofes an ihn heran, um ihn zu bewegen, daß er vom Boden aufstehe, aber er weigerte sich und genoß keine Speise.«

[2] Das Mutterrecht. Stuttgart 1861, p. 256—259.

[3] Darauf hat schon E. Westermarck hingewiesen »Origin and development of moral ideas« (deutsch von Leopold Katscher, Leipzig 1909, II. Bd., p. 175).

[4] Lothar v. Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht. Leipzig 1892, I. p. 20 ff.

selbst ist aber der Meinung, die Couvade sei ein Zeichen der entstehenden Vatergewalt: der Mann sei die Hauptperson der Familie geworden und trage die größte Verantwortlichkeit; deshalb muß er die Couvade halten. Auch dieser Erklärung stehen freilich ebensoviele Tatsachen gegenüber wie der Bachofenschen; anderseits vermag sie keineswegs alle Gebräuche verständlich zu machen. Der Bachofenschen Ansicht, der in Hartland und Frazer ebenso unerbittliche wie scharfsinnige Kritiker und Gegner heranwuchsen, schlossen sich viele deutsche, englische und französische Gelehrte an. Wir nennen nur als Vertreter der Bachofenschen Hypothese Bastian[1], Bernhöft[2], Giraud Teulon[3], Letourneau[4], Tylor[5]. Von Bastian stammen zwei Erklärungen: die erste nimmt als den Ursprung der Sitte das Bestreben an, die Krankheitsteufel des Puerperalfiebers zu täuschen und das Neugeborene gegen nachstellende Dämonen zu schützen. Wir werden in unserer psychologischen Analyse die relative Berechtigung dieser Hypothese anerkennen müssen. Die zweite Erklärung schließt sich enge an die Bachofensche an: ohne das Männerkindbett kann der Mann nicht als rechtmäßiger Vater anerkannt werden. Max Müller drängte sich die folgende Hypothese auf[6]: in den Völkern lag die ursprüngliche Idee, daß durch Lärm, Unruhe und heftiges Wesen des Ehemannes zur Zeit der Entbindung das Kind leicht zu Schaden kommen könne. Dies war also der erste Anstoß zu dem seltsamen Gebrauche, der sich allmählich aus dieser Anschauung entwickelte. Alles, was damit zusammenhing, ward verdienstvoll und endlich zur feststehenden Sitte: »Der arme Ehemann wurde zuerst von den weiblichen Anverwandten tyrannisiert und dann abergläubisch gemacht. Er machte sich nun selbst zum Märtyrer, bis er durch Einbildung wirklich krank wurde.« Hier drängen sich viele Einwände auf, von denen ich nur zwei erwähnen will: Die Idee, durch Lärm und heftiges Wesen des Vaters werde das Leben des Kindes gefährdet, kann unmöglich eine »ursprüngliche« sein. Dabei ist es völlig gleichgiltig, ob wir hier ursprünglich als eingeboren (innatum) oder als primär ansehen. Ferner erscheint hier die Annahme unbewiesen, daß die Couvade von den Frauen erfunden und durchgeführt wurde. Es ist nicht anzunehmen, daß die Wilden sich Entbehrungen auferlegten und Schmerzen erduldeten, nur weil ihre Frauen es verlangten. Die von manchen

[1] Matriarchat und Patriarchat. Verhandlungen der Gesellschaft für Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin. 1886, p. 337 (Zeitschrift für Ethnologie).

[2] Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft. 1891. IX. Bd.

[3] Les origines du mariage et de la famille. Paris 1884, p. 137, und La mère chez certains peuples de l'antiquité. Paris 1867.

[4] La Sociologie d'après l'ethnographie. Paris 1884, p. 384—395, und L'évolution du mariage et de la famille. Paris 1888, p. 394 ff.

[5] Tylor, Researches etc. Die Ansichten Frazers und Hartlands über Bachofens Ansicht vgl. unten.

[6] Chips from a German workshop. London 1867. II., p. 274, und in »Das Ausland.« 1871. Nr. 6, p. 124.

Forschern den primitiven Völkern — nur um solche kann es sich beim Ursprunge der Couvadesitten handeln — zugemutete Galanterie findet ihren Höhepunkt in der Erklärung von Karl Friedrich Oppen[1]: die Couvade erscheint diesem Forscher als eine Erfindung der Weiber, »damit die Männer sie nicht während dieser Zeit mit allzuviel Arbeit belästigen, die sie reichlich haben würden, wenn der Mann täglich auf die Jagd ginge und Hochwild oder eine Menge Fische nach Hause brächte«. Ähnliche Ansichten hat Quandt ausgesprochen[2]. Allein der von diesen Gelehrten angenommene Zweck wäre leichter und radikaler durch das Zubettlegen der Frau erreicht worden, während ihr doch der Umstand, daß ihr Mann im Bette oder in der Hängematte faulenzt, nur erhöhte Arbeitslast auferlegt. Gleichwertig sind Zurückführungen des Männerkindbettes auf »Verweichlichung« der Männer — eben jener Männer, welche die härtesten Entbehrungen ertragen und klaglos arge Schmerzen erdulden. Angesichts solcher Erklärungen fühlt man die Versuchung, J. G. Frazer Recht zu geben, der das Staunen der zivilisierten Welt über die Couvade als ein Maß für die tiefe Unkenntnis der primitiven Denkformen auffaßt[3]. Wenn wir überhaupt einen Zugang zu den psychologischen Fragen, welche uns die Couvade aufgibt, besitzen, so verdanken wir ihn insbesondere dem Scharfsinne dreier englischen Gelehrten: E. B. Tylor, E. S. Hartland und J. G. Frazer. Tylor sprach es zuerst in seinen »Researches into the Early History of mankind« aus, daß Bachofens Theorie nicht zu halten ist[4]. Er wies darauf hin, daß das Verhältnis von Eltern und Kindern durch das Band des Blutes, bei den primitiven Völkern bis auf Details bestimmt scheint, so daß, was der Eine tut oder dem Einen getan wird, auch der Andere zu spüren bekommt. Er spricht von der Couvade als einer Bildung, welche ihr Entstehen der sympathetischen Magie verdankt. Nach ihm wies Hartland[5] die Bachofensche Hypothese zurück und betonte, daß das Zubettlegen des Mannes nur eine Teilerscheinung jener vielen Sitten sei, welche Vater und Mutter vor und nach der Kindesgeburt beschränken — oft sogar, bis das Kind sprechen lernt oder versteht, die gewöhnliche Speise des Stammes zu essen. Die Erklärung dafür sucht er in dem Glauben primitiver Völker, daß das Kind, bevor es vom Körper der Eltern getrennt ist (während es in unseren Augen schon längst getrennt

[1] »Das Ausland.« 1871, Nr. 6, p. 174.

[2] »Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern, sonderlich den Arawaken, Waraiien und Karaïben. Görlitz 1807, p. 252.

[3] »The astonishement which customs like the couvade have excited in the mind of civilised man is merely a measure of his profound ignorance of primitive mode of thought. Totemism and Exogamy. Vol. IV, p. 248.

[4] Third edition. London 1878, p. 295. Merkwürdigerweise hat sich Tylor später doch zu Bachofens Ansicht bekehrt. Vgl. »On a method of Investigating the development of Institutions«, Journal of the Anthropological Institute XIII. 1889, p. 254 f.

[5] Vgl. oben.

scheint), von aller Tätigkeit der Eltern beeinflußt wird; ebenso spüren die Eltern alles, was ihm widerfährt. (In einigen Teilen Englands wird noch heute geglaubt, daß eine von ihrem Kinde zeitweise abwesende Mutter Schmerzen auf der Brust verspüre, wenn das Kind schreie.) Steigernd mit des Kindes Wachstum und Kraft wird es ihm ermöglicht, dieselbe Nahrung wie die Eltern zu vertragen. Dann werden die Vorsichtsmaßregeln des Vaters vermindert und endlich ganz aufgegeben. Mit dem halb unbewußten Erkennen der Naturgesetze verliert der Glaube seine Stärke und der Gebrauch der Couvade sinkt zur Zeremonie herab. Doch kommt es häufig vor, daß die Sitte dann eine neue Bedeutung erhält, z. B. bei den Mandurcus, wo sie die legale Form annimmt, daß der Vater durch sie das Kind als das seine anerkennt. Diese Form als ursprüngliche anzunehmen (wie Bachofen, Lubbock u. a.) hält Hartland für verfehlt.

Frazer ist der gleichen Ansicht[1]. Er weist darauf hin, daß die Hypothese, die Couvade stelle eine Simulation der Kindergeburt dar, dem Eindrucke der zivilisierten Beobachter entstamme. Als Beispiel führt er Bancrofts Beschreibung der Couvade (bei den Indianern Kaliforniens) an[2]: »Wenn die Frau geboren hat, legt sich der Mann nieder, ächzt und stöhnt und stellt sich, als ob er all die Qualen einer Frau in Kindesnöten leide.« Der Vergleichssatz gibt den Eindruck des Berichterstatters, die Interpretation der Tatsache wieder. An dieses Mißverständnis knüpft nun der deutsche Ausdruck »Männerkindbett« an. Wenn die Couvade somit keine Simulation der Mutterschaft des Vaters enthält, so kann sie auch unmöglich als der Versuch gedeutet werden, dem Vater Rechte über das Kind zuzuweisen, über welche früher nur die Mutter verfügt hatte. Bachofens Ansicht ist nicht nur unerwiesen, sondern auch unvereinbar mit den Tatsachen. Die Sitte ist nichts als einer der zahllosen Fälle von sympathetischer Magie. Der Vater glaubt, daß zwischen ihm und seinem Kinde eine natürliche physische Verbindung besteht, so daß, was auch immer er tue, auf seinen Sprößling Wirkungen ausübe, z. B. wenn er irgend eine Speise zu sich nimmt, die ihm nicht bekommt, würde das Kind (mit seiner geringeren Widerstandsfähigkeit) krank werden und sterben. Wir haben kein Recht, diese von den die Couvade haltenden Völkern gegebene Erklärung zu verwerfen, nur weil sie unserem Verständnisse nicht angepaßt ist. Tatsache ist vielmehr, daß das, was uns in ihren Sitten ungewöhnlich und absurd zu sein scheint, ihnen selbst die natürlichste und einfachste Sache von der Welt ist. Die Idee, daß Personen, voneinander entfernt, sich gegenseitig durch ihre Handlungen beeinflussen, steht bei ihnen so fest wie bei uns das Einmaleins und so handeln sie auch nach ihrem Glauben.

Die Sitten, welche sich auf die Kindergeburt beziehen, haben

[1] Totemism and exogamy. Vol. IV, p. 244.

[2] The natives races of the pacific States of North America. London 1875, p. 412 u. 585.

verschiedene Absichten. Die Couvade dient erstens dazu, die Schmerzen der Mutter zu lindern, indem man sie auf magische Art auf den Mann überträgt. Zum Beweise führt Frazer folgenden Fall an: Unter den Dayaks auf Sarawak werden, wenn bei einer Geburt Schwierigkeiten entstehen, Medizinmänner (Mannangs) herbeigerufen. Einer achtet auf die Vorgänge in der Wochenstube, der andere setzt sich in die Veranda (ruai) des Hauses. Der Mannang drinnen schlingt eine lange Stoffschleife um den Bauch der Gebärenden; sein Kollege draußen verfährt ebenso mit seinem eigenen Körper, aber zuerst legt er einen großen Stein übereinstimmend mit der Kindeslage im Mutterleibe in die Schlinge. Dann singt er eine lange Beschwörung, während der Mannang innen mit aller Kraft das Kind herunterdrückt, um so die Entbindung zu erzwingen. Dann streift er die Schleife ab und drückt sie seitlich an den Körper der Mutter, um dem Aufwärtsdrängen des Kindes zuvorzukommen. Ein Freudengeschrei verkündet seinem Amtsgenossen in der Ruai seinen Erfolg und dieser, welcher die Mutter verkörpert, bewegt die den Stein umfassende Schlinge ein Stück abwärts. So wird die Sache fortgesetzt in steter Übereinstimmung, bis das Kind geboren ist. Ebenso in einigen Teilen von Neu-Irland: wenn eine Frau in Kindesnot ist und ein mitfühlender Mann ihr helfen will, geht er ins Männerklubhaus und legt sich nieder, heuchelt krank zu sein und windet sich in Schmerzen, wenn er die Schreie der Frau im Kindbette hört. Die andern Männer sammeln sich um ihn und machen, wie wenn sie seine Schmerzen erleichtern wollten. Diese wohlwollend gemeinte Posse dauert, bis das Kind geboren ist. In beiden Fällen liegt eine absichtliche Simulation der Kindergeburt vor, mit dem bewußten Vorsatze, eine wirkliche Geburt zu erleichtern. Beide Fälle sind der imitativen Magie zuzuzählen. Dennoch besteht ein Unterschied: im ersten Falle ist der unmittelbare Zweck der Operation die Beschleunigung der Entbindung, im zweiten Falle die Linderung der Schmerzen durch die Übertragung von der Mutter auf einen Mann. In Borneo wird manchmal der Versuch gemacht, die Schmerzen auf eine Holzfigur zu übertragen. Für die Erleichterung der Frau auf Kosten des Mannes sind noch andere Gebräuche ähnlicher Art erwähnenswert: Unter einer tiefstehenden Kaste von Korbmachern in Gujarat, genannt Pomla, herrscht der Brauch, daß die Frau, welche eben geboren hat, ihrer Arbeit nachgeht, wie wenn nichts geschehen wäre. Der Häuptling des Stammes überträgt ihre Schwäche auf ihren Mann, welcher zu Bett geht und mit guter Kost gepflegt wird. Bei den Erukaravandlu, einem Stamme in Südindien, benachrichtigt das Weib ihren Mann sogleich von ihren Geburtsschmerzen. Er nimmt darauf einige von ihren Kleidern, zieht sie an, begibt sich in einen finstern Raum und legt sich aufs Bett, indem er sich mit einem langen Tuche zudeckt. Während der Tage der Unreinheit wird der Mann behandelt wie die Frauen der Hindus bei solchen Gelegenheiten.

Frazer unterscheidet zwischen der südamerikanischen und der südindischen Couvade als den Repräsentanten zweier ganz verschiedener Phänomene, welche unrechtmäßig mit dem Namen Couvade umfaßt werden. Die eine besteht in bestimmter Diät und Verhaltungsmaßregeln des Vaters, bestimmt durch die Sorge um das Kind; die andere in einer bewußten Nachahmung der Geburt, durchgeführt vom Ehemanne zur Erleichterung seiner Frau. Frazer führt zahlreiche Gebräuche an, welche in Europa bestehen und die den verbreiteten Glauben an eine »transference of pains« bezeugen. In Irland gibt es einen Weg, die Geburtsschmerzen auf den Mann zu übertragen. Doch wird dieses Geheimnis so eifersüchtig bewacht, daß ein Berichterstatter melden mußte, es sei zwar eine altbekannte Sache, aber unmöglich, den Hergang zu beobachten. Es wurde ihm versichert, daß des Mannes Zustimmung zu der »transference« erhalten werden müsse; er spüre alle Schmerzen und schreie sogar, auch wenn er keine Kenntnis von der Geburt habe. Der Lokalarzt von Kilkeiran und Carna in Südcommemara berichtet, daß die Weiber der Gegend, wenn sie ein Kind erwarten, den Rock des Vaters tragen, in der Meinung, daß sie dann die Schmerzen bei der Kindergeburt gemeinsam erdulden. Ähnlich schreibt Dr. C. R. Browne, daß in den Bezirken von Tipperary und Limmerick die Frauen die Hosen des Mannes im Kindbett um den Hals legen; sie erwarten davon zuverlässig eine Linderung ihrer Schmerzen. Die Weiber der Esthen geben dem Manne bei der Hochzeit eine Menge Bier zu trinken, das mit wildem Rosmarin gewürzt ist, damit es ihn in einen tiefen Schlaf versenke. Während seines Schlummers kriecht die Frau vorsichtig zwischen seine Beine — denn wenn er erwachte, wäre alles verloren — und auf diesem bisher ungewöhnlichen Wege erhält der arme Mann seinen Teil von den zukünftigen Geburtsschmerzen. In Langholm in Dumfrieshire wurde im Jahre 1772 dem englischen Reisenden Pennant der Platz gezeigt, wo einige Zauberinnen, welche die »transference« ausgeübt hatten, gehenkt wurden. Er berichtet: »Ich sah den vermeintlichen Sprößling aus einer solchen Kindesnot, welcher sanft zur Welt kam, ohne seiner Mutter das geringste Unbehagen zu verursachen; während ihr armer Mann vor Schmerzen brüllte in seiner sonderbaren und unnatürlichen Not.«

Wenn nun Frazer alle diese Fälle, welche er der sympathetischen Magie zuweist und zu dem Glauben der »transference of evil« rechnet, zur Aufklärung der Couvade heranzieht, so muß er doch dem Zweifel Raum geben, ob nicht noch andere Motive am Aufbau der Couvade beteiligt sind: die Furcht vor den Dämonen und das Bestreben, sie irrezuleiten[1]. Die Frauen im Kindbette werden leicht die Opfer vieler böser Dämonen, welche verscheucht werden müssen. Der Dämon wird durch die »mock-birth« getäuscht;

[1] The golden bough. Second edition, p. 1—134.

die Patientin kommt ihm durch die Geburt des Kindes zuvor, bevor er noch den Betrug (des Mannes) bemerkt und zu dem wirklichen Operationsfelde zurückeilt. Zum Beispiel glauben die Tagals auf den Philippinen, daß die Frauen im Kindbette von zwei bösartigen Geistern, namens Patianc und Osuang, gequält werden. Um das Weib in ihren Leidensstunden vor diesen fürchterlichen Gegnern zu schützen, nimmt das Volk seine Zuflucht sowohl zur List als auch zur Gewalt. So stopfen sie die Türen und Fenster zu, um dem Eindringen der Dämonen zu begegnen, so daß die arme Patientin vor Hitze und Gestank fast erstickt. Sie legen ferner Feuer um die Hütte, stopfen Mörtelstücke mit Pulver in die Mündung eines Feuerrohres und feuern es immer wieder in unmittelbarer Nähe der Leidenden ab. Der Mann besteigt splitternackt und bis auf die Zähne bewaffnet das Haus und schlägt und haut in die Luft wie ein Verrückter, während die mit ihm sympathisierenden Stammesgenossen, ähnlich mit Schwertern, Speeren und Schildern ausgestattet, mit mörderischer Wut die Dämonen attackieren. Es ist ein Glück, wenn die armen Teufel diesem Katarakt von Schlägen und Stößen mit heiler Haut entkommen. Doch die Hilfsmittel der Tagals in ihrem Verkehr mit den Unsichtbaren sind noch nicht zu Ende. Manchmal schleppen sie die leidende Frau in ein anderes Haus, wo sie der Dämon, wenn die Stunde der Entbindung naht, bestimmt nicht vermutet. Von den gleichen Anschauungen zeigen sich die nomadischen Türken in Zentralasien beherrscht, wenn sie vor dem Zelte, wo eine Frau im Kindbette liegt, schreien, heulen und unaufhörlich ihre Gewehre abschießen, um die quälenden Dämonen zu verscheuchen. Manchmal bestreuen sie die Frauen mit Stachelbeeren, in der Hoffnung, daß der Dämon darnach greifen und von der Leidenden ablassen wird[1]. Oft stecken sie ein Schwert in den Boden, die Schneide nach abwärts gerichtet, unter dem Platz, wo der Kopf der Dulderin liegt. Besonders auffällig erscheint es, daß manchmal einer aus dem Volke ins Zelt eilt und das Weib mit einem Stocke leicht schlägt, in dem Glauben, daß die Schläge nicht auf sie, sondern auf den Teufel fallen.

Frazer kommt zu folgendem Resümé: Unter dem Namen Couvade sind zwei verschiedene Sitten zusammengefaßt, welche sich um die Geburt gruppieren. Die eine, enthaltend eine strikte Diät und Verhaltungsmaßregeln des Vaters, dient dem Wohle des Neugeborenen und beruht auf der natürlichen Sympathie zwischen Vater und Sohn. Die andere ist eine Nachahmung der Geburt durch einen Mann, zum Zwecke der Erleichterung der Kindbettschmerzen durch Übertragung. Sie werden zu verschiedenen Zeiten beobachtet. Die Geburtsnachahmung findet gleichzeitig mit den wirklichen Schmerzen statt, bevor das Kind geboren ist. Die strenge Diät und die Verhaltungs-

[1] Ähnliche Beispiele finden sich bei S. Seligmann, Der böse Blick, und E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod.

maßregeln beginnen, nachdem das Kind geboren ist. Es ist einleuchtend, daß beide Arten ganz verschieden sind. Frazer schlägt vor, diese Differenz auch in der Benennung kenntlich zu machen. Die Gelehrten sollten also von einer Couvade vor und nach der Geburt des Kindes reden (the prenatal Couvade — the postnatal Couvade) auf Grund der Zeiten, in welchen die Phänomene beobachtet wurden. Man könnte auch zwischen diätetischer und pseudomütterlicher Couvade unterscheiden (the dietetic — the pseudomaternal Couvade) auf Grund ihrer verschiedenen Äußerungsformen. Beide Sitten sind auf dem Prinzipe der imitativen Magie aufgebaut. Die postnatale Couvade wird als contagiöse oder sympathetische Magie aufgefaßt werden: sie setzt einen natürlichen, physischen Kontakt zwischen Vater und Neugeborenem voraus. Die praenatale Couvade stellt sich als ein Fall von imitativer oder homöopathischer Magie dar. Weder die eine noch die andere Form hat etwas mit der Verschiebung von Mutterrecht auf das Vaterrecht zu tun.

## III. Die psychoanalytische Deutung.

Wir können uns nur mit Vorbehalt dem Frazerschen Vorschlage, die beiden Arten der Couvade auch in ihrer Bezeichnung zu unterscheiden, anschließen. Wir halten uns nämlich gegenwärtig, daß wir fast nirgends eine reine Form der einen oder der andern Art antreffen, daß die Grenzen fließend sind und wir diese Einteilung nur als provisorische, zu deskriptiven Zwecken aufgestellte annehmen. Wir werden bereit sein, sie fallen zu lassen, sobald das Resultat unserer Nachforschungen uns zeigt, daß unser Objekt in Wahrheit psychisch einheitlicher Natur ist und sich nur in zwei verschiedenen Formen äußert. Wir glauben gewichtige Gründe dafür zu haben, daß wir die zweite, von Frazer vorgeschlagene Einteilung der ersten vorziehen. Es ist nämlich aus verschiedenen zuverlässigen Berichten klar zu ersehen, daß die Zeit, in welcher die Couvade gehalten wird, bei verschiedenen Völkern stark variiert, so daß der Einteilungsgrund der Zeit kein präziser genannt werden kann. Anderseits darf uns ahnen, daß eine psychologische Betrachtung der Couvadegebräuche eher Erfolg verspricht, wenn wir von der Analyse ihrer Äußerungsformen ausgehen.

### *a)* Die pseudomütterliche Couvade.

Wir haben gehört, daß diese Form der Couvade eine bewußte Darstellung der Kindergeburt enthalte, ausgeführt von dem Manne, um die Schmerzen der Mutter zu lindern. Diese Darstellung beruht auf imitativer Magie; sie gründet sich auf den Glauben, daß Relationen zwischen den Vorstellungen auch solche zwischen den Dingen entsprechen, beziehungsweise daß durch Nachahmung eines Vorganges derselbe wirklich hervorgerufen wird. Wir wissen, daß die Magie die Technik des animistischen Systems bedeutet.

Folgen wir der Frazerschen Erklärung, so scheint es, als müßten wir den halbzivilisierten Völkern ein zu hohes Maß von Mitgefühl für die Leiden ihrer Frauen zutrauen. Man darf füglich fragen, ob viele von uns europäischen Männern das Ansinnen, die Geburtsschmerzen ihrer Frauen zu übernehmen, nicht schlankweg ablehnen würden. Doch vertrauen wir vorläufig Frazer und glauben, daß diesen Völkern wirklich ein so starkes Mitfühlen eignet. Es ist klar, daß die Praktik der Couvade dann auf einer seelischen Identifikation beruht. Wir kennen heute Fälle solcher überstarker Identifikation aus dem Seelenleben der Hysterischen und anderer Psychoneurotiker. Neurotische Männer zeigen manchmal eine Tendenz, spezifisch weibliche Zustände zu imitieren. Ich verdanke Herrn Dr. Karl Abraham die Mitteilung eines Falles, in welchem ein nervös Erkrankter eine Menstruation imitierte, d. h. er litt alle vier Wochen an starken Kopfschmerzen, während welcher er kein Licht vertragen konnte und völlig arbeitsunfähig war. Er blieb während dieser Zeit meistens zu Bette; erst am vierten Tage stand er auf; es lag die Imitation der Menstruation bei der Mutter vor, während welcher die Kinder die leidende Mutter nicht stören durften. Ein Hebephrener, den Dr. Abraham behandelte, hatte in seinem 15. Lebensjahre eine fiktive Gravidität durchgemacht, welche in ihren Äußerungen ganz denen der wirklichen zu gleichen schien. Doch bei diesen Kranken ist die Imitation und die Identifikation unbewußt; unsere halbzivilisierten Völker identifizieren sich aber bewußt mit der Wöchnerin, im Dienste der magischen Tendenzen. Wenn wir bereit sind zuzugestehen, daß auch hier Liebe und Zärtlichkeit des Mannes ihren Anteil haben, so müssen wir doch vermuten, daß noch andere Motive der magischen Maßnahme, welche bewußt die Schmerzerleichterung der Frau bezweckt, zugrunde liegen. Wir sind noch unvermögend, sie jetzt zu erkennen und begnügen uns vorläufig mit der Auskunft, daß das Stück imitativer Magie, welches wir bei der pseudomütterlichen Couvade kennen gelernt haben, auf der »Allmacht der Gedanken« beruht, welche Ableitung wir durch Freud kennen gelernt haben[1]. Als den zweiten möglichen Weg, die Couvade zu erklären, gibt Frazer die Absicht an, die Dämonen zu täuschen, doch glaubt er, ihr nur eine sekundäre Bedeutung zuschreiben zu dürfen. Auch diese ganze Veranstaltung ist unserem Verständnis, was ihren Sinn betrifft, entrückt. Wir werden sie aber ihrem Wesen nach nicht zur Magie zählen dürfen, sondern zur Zauberei, denn die Menschen überlisten die Dämonen, kämpfen mit ihnen und schüchtern sie ein, als wären sie ihresgleichen[2]. Die magische Handlung ist, wie Freud

[1] Vgl. Freud. Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Hugo Heller, Wien 1913.

[2] Über den Unterschied zwischen Zauberei und Magie vgl. Freud, Totem und Tabu, p. 72 f.

erklärt, die ursprünglichere und bedeutsamere. Da sich beide Handlungen auf dieselbe Gelegenheit, die Geburt, beziehen und bewußterweise derselben Absicht dienen, nämlich die Schmerzen der Wöchnerin zu lindern oder aufzuheben, so werden wir annehmen, daß die magische und die zauberische Prozedur, zwei aufeinanderfolgende Stadien einer Praktik darstellen. Den Ethnologen verdanken wir wohl die Erkenntnis, daß die Prozeduren der Couvade magischer oder zauberischer Art sind, doch haben sie uns keine befriedigende Auskunft über die Motive, welchen diesen zugrundeliegen, geben können, und so scheint es, als könnten wir nur den Zipfel des Schleiers lüften, welcher uns das Geheimnis der Couvade verbirgt.

In dieser Notlage wird uns die psychoanalytische Deutungstechnik zur Helferin. Denn sie sagt uns, daß die unbewußten Motive der Sitten — und nur um solche kann es sich handeln — infolge der Unzerstörbarkeit und Unkorrigierbarkeit unbewußter Vorgänge auch in ihren späteren und verhüllteren Stadien aufgedeckt werden können und daß es von dieser Erkenntnis aus einen Weg gibt, die Formungen früherer Zeit psychologisch zu erfassen. Doch die Psychoanalyse gibt uns noch ein Hilfsmittel zur Hand, indem sie erklärt, wie die Menschen zur Erschaffung solcher Dämonen gelangten, wie wir sie am Lager der armen Wöchnerin tätig sahen. Die Psychogenese der Dämonenfiktion hat die analytische Forschung als einen Vorgang erkannt, in welchem der psychische Mechanismus der Projektion wirksam ist[1]. Eine von zwiespältigen, feindseligen und zärtlichen Gefühlen gegen dieselbe Person beherrschte seelische Situation wird ihrer intensiven Schwere und Spannung beraubt, indem der Mensch den unbewußten Teil seiner Regungen, gewöhnlich die feindseligen Tendenzen, aus der inneren Wahrnehmung in die Außenwelt wirft, von der eigenen Person sie gleichsam ablöst und andern zuschiebt. Nicht er ist es nunmehr, welcher z. B. gegen seinen Vater neben zärtlichen Gefühlen auch feindselige verspürt, sondern nur die bösen Dämonen sind dem Vater feindlich gesinnt, während er selbst ihm nur Liebe und Zärtlichkeit entgegenbringt. Wenn wir so die Dämonen als die Projektion eigener latenter Feindseligkeit erkannt haben, so müssen wir daraus schließen, daß in jener gesteigerten Furcht vor den Dämonen bei vielen Völkern der Straf- und Reuecharakter einer Gefühlsreaktion liege, welche böse Wünsche gegen die Wöchnerin verbirgt und überkompensiert. Wir müßten uns dann zur Annahme entschließen, daß gerade in jenen Schutzmaßregeln, welche etwa die Tagals gegen die Dämonen anwenden, um der Gebärenden Schmerzen zu ersparen, auch der unbewußte Wunsch verborgen wirksam ist, ihre Schmerzen zu steigern. Dies wäre unsinnig, solange man auf dem Boden der Bewußtseinspsychologie verbleibt, wird aber sinnvoll, wenn man den

[1] Für die folgende Erklärung vgl. man: Freud, Totem und Tabu, namentlich Kap. III: Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken, p. 69 ff.

großen und wichtigen Anteil unbewußter Vorgänge beachtet. Dann stellen sich uns verschiedene Couvadegebräuche wie etwa die der Tagals und der Türken in Zentralasien als Kompromißausdruck zweier starker, miteinander ringender Gefühlsströmungen dar. Die eine, bewußte, liegt in der Bemühung, die Schmerzen der Frau zu lindern, offen zutage: es ist Zärtlichkeit und Liebe; die andere, unbewußte, ergibt sich aus der Analyse der Dämonenfurcht: es ist die verborgene Feindseligkeit gegen dieselbe Frau. Welche Gründe sollte nun diese so eigenartige Gefühlskonstellation haben? Wie erklärt sich uns namentlich jene feindselige Strömung? Wir wissen, daß jede innigere Relation zwischen Menschen durch den Charakter der Ambivalenz der Gefühlsregungen gekennzeichnet ist. Die Beziehungen zwischen Mann und Frau enthalten regelmäßig neben zärtlichen Gefühlen auch feindselige, welche sich dem kundigen Beobachter durch mancherlei Kennzeichen verraten. Die an Neurotikern ausgeführte Psychoanalyse hat uns diese Einstellung in einer extremen Form erkennen lassen, uns aber zugleich darüber belehrt, daß sie auch bei den Normalen gewöhnlich zu finden ist. Der Tod der Frau bietet Anlaß, beim Manne die Gefühlsreaktionen gegen die latente Feindseligkeit zu studieren. Ebenso die Todesgefahr, welcher die Frau in ihren schweren Stunden nahegerückt ist. Der Konflikt zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen, welcher sonst dem Bewußtsein des Mannes verborgen blieb, wird in einer solchen Stunde akut [1]. Der unbewußten Feindseligkeit liegt die Versuchung nahe, Lust aus dem Anblicke der Schmerzen der Frau zu ziehen, und diese Versuchung wird von der bewußten Instanz des Seelenlebens strenge zurückgewiesen. Nun erfolgt die Projizierung der verdrängten Feindseligkeit auf die Dämonen. Sie allein sind es jetzt, welche Befriedigung an dem Leiden der Wöchnerin empfinden und die reaktiv verstärkte Zärtlichkeit des Mannes kämpft nun gegen sie als Träger seiner eigenen unbewußten Feindseligkeit an: ein Kampf, dessen Wucht und Schwierigkeit wir anerkennen müssen, weil wir erkannt haben, wer eigentlich die Gegner sind. Wer jemals, mit den Resultaten der psychoanalytischen Forschung vertraut, einen neurotischen Mann in jenen Stunden beobachtet hat, da seine Frau in Geburtswehen lag, wird an seiner abnormen Erregtheit und Besorgnis leicht erkennen können, wie sehr diese Situation geeignet ist, die schlummernde Feindseligkeit zu erwecken. Er wird an dem Reaktionscharakter jenes extremen Mitfühlens nicht mehr zweifeln und erkennen, daß es sich auf verdrängter sadistischer Lust aufbaut. Wenn unsere Annahme, daß in der Täuschung und Bekämpfung der die Entbindende bedrängenden Dämonen die Reaktion auf die in die Außenwelt projizierten bösen Regungen dargestellt ist, auf Richtigkeit Anspruch macht, so müssen sich wohl noch Spuren dieses Ursprunges erkennen lassen. Die Wöchnerinnen bei

[1] Über eine weitere mitwirkende Komponente vgl. später.

den Tagals werden nicht wenig geängstigt, wenn ihre Männer Feuer um die Hütte legen und in unmittelbarer Nähe der Leidenden ihre Geschosse abfeuern. Deutlicher noch kommt die unbewußt feindselige Motivierung der Schutzmaßregeln gegen die Dämonen in jener Sitte der Türken zum Vorschein, welche ein Schwert unter das Lager der Frau legen. Es erscheint uns aber geradezu als eine Wiederkehr des Verdrängten aus dem Verdrängenden, wenn dasselbe Volk die arme Frau mit dem Stocke schlägt, angeblich um die Dämonen abzuwehren, eigentlich aber um die eigenen feindseligen Impulse zu befriedigen. Der Vergleich »Den Esel meint man und den Sack schlägt man« ist hier — wenn man ihn so ungalant anwenden darf — wohl am Platz.

Von dieser unserer Erkenntnis aus läßt sich ein Weg zur Erforschung der magischen Gebräuche bei der Couvade finden, da wir vorausgesetzt haben, daß sie einem der Zauberei vorausgegangenen Stadium angehören und auf denselben psychischen Motiven basieren wie diese. Die Zeit- und Kulturdifferenz darf dabei von uns nicht übersehen werden. Die zauberischen Handlungen, deren Analyse wir eben versucht haben, finden wir zumeist bei halbzivilisierten Völkern, die magischen dagegen, von denen nun die Rede sein soll, bei kulturell tiefer stehenden, wenn auch nicht geradezu wilden Stämmen. (Die von Frazer berichteten Gebräuche aus Europa sind entstellte und zum Aberglauben herabgesunkene Resterscheinungen von Magie.) Wir werden, Freud folgend, annehmen, daß diesen primitiveren Stämmen ein noch höheres Maß von Ambivalenz eignet, als den vorgeschritteneren Völkern, bei welchen wir eben die ambivalente Einstellung als das Hauptmotiv bei der Entstehung zauberischer Handlungen erkannt haben. Es wird also etwa bei den Dayaks auf Sarawak und den Pomla in Gujarad eine noch stärkere latente Feindseligkeit gegen ihre Frauen vorhanden sein. Die Couvade dieser und anderer Völker beruht auf imitativer oder homöopathischer Magie. Die magische Handlung soll, wie die zauberische, die Schmerzen der Gebärenden lindern, beziehungsweise aufheben. Während dieser Zweck aber bei den zauberischen durch Überlistung und Beschwichtigung der Dämonen erreicht wird, erfüllt ihn das magische Zeremoniell durch die Übernahme der Schmerzen. Wir wissen bereits, welches das Prinzip der Magie ist: die »Allmacht der Gedanken«. Die Wilden glauben daran, daß die Nachahmung eines Vorganges, das Erscheinen des wirklichen Vorganges nach sich ziehe. Ihr Wunsch ist nicht nur der Gedanken, sondern auch der Wirklichkeit Vater. Rufen wir uns einige Fälle dieser Couvadeform ins Gedächtnis zurück: der Mann legt manchmal die Kleider der Frau an, er begibt sich zu Bett und windet sich in Schmerzen. Gewiß ist eines der Motive, welche zu so starker Identifikation führen, Mitgefühl mit der Frau, doch wir glauben, daß Mitleid und Mitgefühl, in solcher Intensität auftretend, kein einfaches, sondern ein sehr kompliziertes Gefühlsphänomen ist, welches sich auf der

Basis der Verdrängung sadistischer und der Sublimierung masochistischer Triebkomponenten konstituiert hat. Wir glauben der Erklärung näher kommen zu können, wenn wir annehmen, daß die Schmerzen einmal nicht simuliert, sondern wirkliche waren. Sie wurden von den Männern vorgestellt, und zwar mit Lustbetonung und dabei wirklich am eigenen Leib empfunden. Ein solches Maß echten und ungeteilten Mitgefühls werden wir primitiven Menschen zuzuerkennen um so weniger geneigt sein, weil es uns selbst — soweit wir uns seelisch gesund betrachten — mangelt. Wir erinnern uns aber, dergleichen Identifizierungen in der Symptomatologie der Neurose begegnet zu haben. Als Beispiel möchte ich folgendes anführen: Eine an Zwangsneurose erkrankte Frau fühlte sich von ihrer Freundin durch eine deplacierte Bemerkung empfindlich gekränkt. Sie bezwang ihren starken Unwillen und gab ihn der Freundin durch keine Äußerung zu erkennen. Am nächsten Tage fühlte sie sich ganz matt und elend und beschrieb mit folgenden Worten ihren Zustand: »ich bin so zerschlagen, als wenn mich jemand stark geprügelt hätte«. Die Patientin konnte, unterstützt durch ihre außergewöhnliche, intellektuelle Begabung erkennen, daß die verdrängten Rachewünsche gegen ihre Freundin zu dieser Reaktionsleistung geführt hatten. Sie hatte den intensiven Wunsch, die Taktlose so stark schlagen zu dürfen, unterdrückt, und ihr eigener Zustand erwies sich nun als der Ausdruck einer Selbstbestrafung für die unausgeführte Absicht. Wir verstehen es nun, wenn die die Couvade haltenden Männer sich behandeln lassen, als wenn sie krank und elend wären. Es ist so, als hätten sie wirklich die Schmerzen gelitten, welche sie ihrer Frau gewünscht haben. Dabei wurde kein Unterschied zwischen Wunsch und Wirklichkeit gemacht. Es herrschte die »neurotische Währung« (Freud), welche der primitiven so nahe steht. Wenn wir in den alten Gesetzbüchern finden, daß nach der Regel Auge um Auge, Zahn um Zahn gestraft wurde, wenn also die Talionsgesetzgebung unbeschränkte Geltung hatte, so werden wir uns nicht darüber verwundern, daß gerade dieselben Schmerzen von den Männern empfunden wurden, welche sie den Gebärenden gewünscht haben. Diese unsere Annahme über den Ursprung der Couvade aus der Ambivalenz der Gefühlsregungen darf uns nicht vergessen lassen, daß die Entstehung des Gebrauches weit zurück liegt und er nun als Zeremoniell ohne verständlichen Sinn oder mit unterlegtem neuen Sinn weiterbesteht.

Wir haben angenommen, daß in dem Ehemann böswillige Wünsche auf sadistischer Grundlage erwacht sind. Notwendigerweise muß ihre Unterdrückung die masochistische Triebkomponente in reaktiv gesteigerter Intensität wachgerufen haben. Im Kräftespiel zwischen sadistischen und masochistischen Tendenzen und im Ringen zwischen feindseligen und zärtlichen Regungen haben die letzteren, die allein zum Bewußtsein gelangen konnten, den Sieg davongetragen. Wenn wir so die pseudomütterliche Couvade erklärt haben, so be-

finden wir uns prinzipiell in Übereinstimmung mit Frazer, welcher den Zeitpunkt dieser Couvadeform von vornherein als knapp vor der Entbindung oder bei der Entbindung festlegt. Doch wir haben einen Vorteil vor ihm dadurch erlangt, daß wir einzelne Erscheinungen aufklären können, welche sich seiner Erklärung nicht fügen wollen. Wenn Frazers Hypothese ausreichte, könnte man nicht verstehen, wieso es dazu kam, daß der Mann nach der Entbindung im Bette liegen bleibt, sich wie ein Kranker gebärdet, während seine Frau wohlgemut ihrer Arbeit nachgeht. Logischerweise müßte auch der Vollzug der magischen Handlung zu Ende sein, wenn die Entbindung vorübergegangen ist. Hier hilft uns nun wieder die psychoanalytische Forschung durch den Hinweis auf den Mechanismus der Verschiebung. Das Verbot der Realisierung feindseliger Wünsche gegen die Frau, das der primitive Mensch sich auferlegt hat, geht deshalb über den Zeitpunkt der Entbindung hinaus, weil seine unbewußten Wünsche nicht aufhören, gegen das motorische System zu drängen. Die Versuchung ist nicht geschwunden, sie hat sich nur verschoben, mit ihr müssen auch die Schutzmaßregeln gegen sie wandern. Auch dieses Festhalten des Mannes auf dem Lager hat den Sinn, die Frau vor seinen sexuellen und feindseligen Wünschen zu schützen. Wenn wir bisher den überwiegenden Anteil agressiver Tendenzen am Aufbau der Couvade besonders betont haben, so ist doch nicht zu vergessen, daß auch sexuellen Wünschen durch sie eine Hemmung erstehen sollte. Der Anteil sexueller Wünsche ist sicher an der hohen psychischen Spannung dieser Zeit mitschuldig. Freilich müssen wir dabei die primitive Stufe der beobachteten Völker beachten: der Mann hat in der letzten Zeit keinen geschlechtlichen Verkehr mit der hochschwangeren Frau gepflegt und ihre durch ihren Zustand erhöhte Hilflosigkeit wird für ihn zur steten Versuchung[1]. Anderseits verbietet ihm abergläubische Furcht die sexuelle Vereinigung. Die gehemmte Libido liefert nun einen bedeutsamen Beitrag zu der angeborenen und durch die Situation der Frau aktuell gewordenen sadistischen Triebkomponente des Mannes: sie wird in latenten Haß gegen die Frau umgesetzt. Böse Wünsche erwachen nun gegen die Schwangere, nach deren Leib der Mann sich sehnt und die ihm dennoch verboten ist.

Fragen wir freilich bei den Völkern an, welche die Couvade ausüben, welchen Grund sie für diese Sitte anzugeben wissen, so werden wir ganz unerwartete Auskünfte erhalten, deren Sinn uns auf den ersten Blick gezwungen, gekünstelt erscheint. Die Miautse z. B. geben an, es sei in der Ordnung, daß die Frau, welche so

[1] Es muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Frau in diesem Zustande besonders geeignet ist, den unbewußten Vergleich mit dem ersten Liebesobjekt des Mannes, seiner Mutter zu erwecken und daß vielleicht das bei vielen Völkern eingehaltene Verbot des Geschlechtsverkehrs mit der Frau während der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft einem unbewußten Wiederaufrichten der Inzestschranke entspricht.

lange gelitten habe, sich erhole. Bei den Koramas erfuhr Thurston als Grund der Couvade, »daß des Mannes Leben wertvoller sei als das der Frau, und deshalb verdiene er es, daß man sich mehr um ihn kümmere«. Ähnlich klingen die anderen Erklärungen. Wir würden derartige unzureichende Erklärungsversuche, wenn wir sie in der Analyse eines Neurotikers antreffen, als Rationalisierungen bezeichnen. Wir müssen uns sagen, daß es wenig Sinn hat, diese Völker selbst nach dem Zwecke der Couvade zu fragen. Denn es ist wahrscheinlich, daß der alte Brauch, der doch offenbar einen Sinn gehabt hat, nun zu einer Zeremonie herabgesunken ist, welche mit Rücksicht auf die Tradition ausgeübt wird, ohne damit eine klare Vorstellung seiner Absicht zu verbinden. Bleiben wir aber bei unseren Resultaten, so müßten wir sogar behaupten, daß auch die Ahnen der heute die Couvade haltenden Völker, also die Schöpfer der Sitte, uns keine befriedigende Auskunft über ihren Zweck hätten geben können, da die stärksten Impulse, welche zum Aufbau dieser Institution nötigten, unbewußt sind. Wir werden deshalb annehmen, daß in ihren Erklärungen eine Entstellung der wirklichen Motivierung stattgefunden hat. Da sie den wirklichen Zusammenhang nicht erfassen konnten, haben sie einen anderen konstruiert, welcher durch Umordnung des Materials zu einem neuen Ziele (Fiktion, als hielte der Mann das Wochenbett) entstanden ist. Denselben Vorgang hat Freud als bedeutungsvoll für die Systembildungen der Neurosen und Wahnideen aufgezeigt und ihn dadurch erklärt, daß die unter der Wirkung unbewußter Vorgänge entstandene intellektuelle Zusammenhanglosigkeit und Unverständlichkeit einer Symptomenreihe durch die »sekundäre Bearbeitung« zugunsten eines neuen Sinnes beseitigt wurde. Das beste Kennzeichen dieser »Systembildung« ist nach Freud[1], daß »jedes der Ergebnisse desselben mindestens zwei Motivierungen aufdecken läßt, eine Motivierung aus den Voraussetzungen des Systems — also eine eventuell wahnhafte — und eine versteckte, die wir aber als die eigentlich wirksame, reale anerkennen müssen«. In unserem Falle geht die sekundäre Bearbeitung dahin, die Couvade als ein männliches Wochenbett anzusehen; die eine sekundäre Motivierung faßt das Liegenbleiben des Mannes nach der Entbindung eben als Folgeerscheinung des fiktiven Männerkindbettes auf. Die unbewußten Motive erweisen es aber als Schutzmaßregel gegen das Andrängen feindseliger und sexueller Wünsche. Der soziale Zweck der Couvade ist also ein doppelter: primär, die Frau gegen die latente feindselige und sexuelle Agression des Mannes zu schützen, sekundär und fiktiv die Geburtsschmerzen der Frau zu lindern.

Es müssen noch zwei Erscheinungen zur Bestätigung dieser Hypothese herangezogen werden. Die erste ist die allgemeine Tabuierung der Schwangeren bei den primitivsten Völkern, welche sich

[1] Freud, Totem und Tabu, p. 88.

ebenfalls als Schutzmaßregel gegen die Gelüste des Mannes erweist. Unter den Saragacosindianern z. B. muß sich die Frau, sobald sie die Geburtswehen spürt, in eine aus Laub zu diesem Zwecke bereitete Hütte zurückziehen, wo sie Aufenthalt nimmt. Diese Verbannung ist die Folge des Aberglaubens, daß der Geist des Teufels den Mann an das Haus fesseln würde, falls die Frau darin zu Bett gebracht würde[1].

Jene Fälle von Aberglauben, die Frazer von den Völkern in Europa erzählt, müssen ebenfalls in diesen Zusammenhang eingereiht werden: Die Frauen erleichtern einerseits ihre Geburtsschmerzen, wenn sie ein Kleidungsstück des Mannes anlegen, anderseits können sie ihre Schmerzen auf den Mann abwälzen, der von der Geburt nichts weiß und sich in geheimnisvollen Wehen windet. In diesem Aberglauben, der sicherlich der imitativen Magie seine Entstehung verdankt, wird es ganz klar, daß die ambivalente Gefühlseinstellung, welche wir bei dem Manne vermuteten, auch bei der Frau anzutreffen ist. Sie hat hier ihren Ausdruck eben in jener »transference of pains« gefunden. Denn wenn die Frau durch das Anlegen eines männlichen Kleidungsstückes ihre Schmerzen vermindert, was anderes soll diese primitive Therapie besagen, als daß sie ihre Leiden weniger schwer empfindet, wenn sie sich beständig vor Augen hält, sie erdulde sie um des geliebten Mannes willen, er sei indirekt ihr Urheber? In der Erinnerung an seine Liebe liegt die Schmerzlinderung. Doch die feindselige Strömung gegen ihn macht sich ebenfalls geltend: Die Schmerzen werden auf den Mann übertragen; die Ungeduld der Gebärenden beschuldigt ihn wegen ihrer Qualen. Der primitive Mensch glaubt ja immer, wenn er Schmerzen leidet, ein anderer sei schuld daran und so projiziert die Wöchnerin ihre feindseligen Regungen auf den Mann.

Es ist selbstverständlich, daß meine Erklärung nicht beanspruchen kann, alle Faktoren, welche zur Entstehung und Ausgestaltung der pseudomütterlichen Couvade führen, herangezogen und untersucht zu haben. Es sind gewiß noch andere seelische Regungen an ihrer Psychogenese beteiligt und religiöse und soziale Verhältnisse haben sicher ihre Entwicklung intensiv beeinflußt. Eine Schwierigkeit der Untersuchung ergibt sich daraus, daß sich in diese Couvadeform beständig Verhaltungsmaßregeln der postnatalen Couvade eingemischt und an ihren späteren Formungen auch mitgearbeitet haben, so daß nun beide Formen vielfach ineinander übergehen. Ich will hier, weil mir diese Erwägung wichtig erscheint, einige interessante Beispiele einer solchen Mischform anführen, die ich einer jüngst erschienenen Arbeit von Isidor Scheftelowitz entnehme[2]: »Bei den

[1] Viele Beispiele solcher Tabuierung bei Frazer, The golden bough. Third Edition, Taboo and the perils of the soul. II. Bd., p. 150 f.

[2] Das stellvertretende Huhnopfer. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. XIV. Bd., III. Heft. Gießen 1914. Vgl. auch Seligmann, »Der böse Blick«. II., p. 339.

marokkanischen Juden verschließt der Vater nach der Geburt eines Knaben in den ersten acht Tagen allabendlich sorgfältig die Türen, liest in Gegenwart der nächsten Verwandten, die sich im Zimmer der Wöchnerin versammelt haben, mehrere Stunden lang aus der Bibel vor, dann zieht er mit der Spitze eines Degens einen Kreis um das Bett, in dem sich Mutter und Kind befinden. Nachdem die Verwandten das Zimmer verlassen haben, wird der Degen neben das Kind gelegt . . . Ein ähnlicher Brauch herrschte auch sonst bei den Juden. Man legte ein Schwert zu Häupten der Wöchnerin und dieses Schwert wurde dreißig Tage lang in jeder Nacht einmal rings um das Bett, an den Wänden und auf der Erde herumgeschwenkt[1] . . . In Karlsruhe pflegte man ehemals, nachdem das neugeborene Kind abends ins Bett der Wöchnerin gelegt war, um das Haupt der Wöchnerin und des Kindes ein Messer im Kreise herumzuschwingen mit den Worten: »ich bekreise dich, Kindbetterin, und dein Kindbetterkind, | Wieviel Sterne über'm Dach, | So viel Malochim (»Engel«) soll'n sein wach«. Diesen Brauch nannte man »Bekreisen«[2]. Bei den slawischen Juden ist es üblich, zum Schutze einer Wöchnerin gegen böse Geister an den Wänden des Schlafzimmers mit einer Kohle oder mit Natron Kreise zu machen, innerhalb deren die Worte geschrieben werden: »Adam und Eva außer der Dämonin Lilit«[3]. Wir sehen hier wieder allerlei Schutzmaßregeln gegen die Dämonen, welche den früher angeführten gleichen; auch das Hantieren mit Messer und Degen erinnert an den Vorgang bei den Türken in Zentralasien. In diesen Formen zauberischer Handlungen sollen aber sowohl Mutter als Kind vor Dämonen geschützt werden. Sollten in dem jungen Vater auch feindselige Regungen gegen das eben geborene Kind lebendig sein? Wir wenden uns nun der weit bedeutsameren und ausgebreiteteren diätetischen Couvade zu.

### *β)* Die diätetische Couvade.

Wir wissen schon, worin diese Couvadeform besteht: in Enthaltung von bestimmten Speisen und in einer Reihe anderer Verhaltungsmaßregeln. Die Vor- und Rücksichten, welche der arme Vater eines neugeborenen Kindes zu beobachten hat, erscheinen uns fast unglaublich. Wir würden eine so außerordentliche Rücksichtnahme, wenn wir sie in der Analyse eines Neurotikers antreffen, als die seelische Reaktion auf verdrängte feindliche Impulse gegen das Kind ansehen. Denn als Begründung aller dieser Gebräuche wird regelmäßig Sorge um das Kind angegeben. Wir kennen die bei den Zwangsneurotikern herrschende peinliche Gewissenhaftig-

[1] Nach E. Samter, »Geburt, Hochzeit und Tod«. 1911, p. 48.

[2] Mitgeteilt von Frau Abr. Dünner, Köln, geborene Wormser aus Karlsruhe.

[3] Abraham Löwysohn, »Sefer Mequore Minhagim«. Berlin 1846, p. 91 f.

keit, Überzärtlichkeit und -besorgnis als eine Reaktionsleistung gegen die im Unbewußten lauernde Versuchung, seine bösen Wünsche zu realisieren. Wir werden nicht zögern, in allen diesen Verhaltungsmaßregeln Schutzbauten zu erkennen, welche dem Impulse, dem Kinde zu schaden oder es zu töten, einen wirksamen Damm entgegensetzen sollen. Wir verstehen allerdings noch nicht, wieso es dem ungeborenen Kinde schaden kann, wenn der Vater Holz fällt oder vom Schildkrötenfleisch ißt. Wir begnügen uns auch nicht mit der Auskunft, welche Frazer uns gibt: daß hier ein Fall von sympathetischer Magie vorliegt. Es scheint, als könnte uns die Analogie mit den Symptomen der Zwangsneurotiker einen Weg aus der anscheinenden Absurdität der Vaterriten zeigen. Ein zwangsneurotischer Patient Freuds gab als einen der ihn peinigenden Gedanken an[1]: Wenn ich Fräulein X. heirate, wird meinem Vater (im Jenseits) etwas widerfahren. Die formale Ähnlichkeit mit den Gedanken der uns hier beschäftigenden Völker, wie z. B.: Wenn ich eine heftige Bewegung mache, wird dies meinem (noch ungeborenen) Kinde schaden, tritt deutlich hervor. Es erhebt sich nun die Frage, ob dieser formalen Ähnlichkeit eine inhaltliche, gedankliche entspricht. Wir wissen, daß bei jenem Zwangsneurotiker durch die Rekonstruktion der ausgefallenen Zwischenglieder der wirkliche Verlauf seines Gedankenganges wiederhergestellt werden konnte. Es war eine falsche Verknüpfung (Substitution) von ihm gefunden worden, welche den wirklichen Sinn seiner Zwangsgedanken sowohl für ihn selbst als auch für jeden anderen unkenntlich machte. Sie gingen von der Erinnerung an Kindheitsszenen aus, in welchen rachsüchtige Wünsche gegen den Vater erwacht waren. Was soll es nun heißen, wenn z. B. ein indianischer Vater sich vor der Geburt seines Kindes verbietet, schwere Arbeiten zu verrichten, Plätze, wo ein Tier getötet wurde, nicht zu betreten, gewisse Tiere nicht zu töten und nicht zu verzehren? Auch hier haben Substitutionen im Gedankengange der Völker stattgefunden. Es wird uns durch die psychoanalytische Deutungstechnik nicht schwer, einigen von diesen Maßregeln den verlorengegangenen Sinn wiederzugeben; andere werden um so schwieriger aufgeklärt werden, je mehr Entstellungen, Auslassungen und Verschiebungen die ursprüngliche (berechtigte) Verknüpfung erlitten hat. Doch wir erkennen in ihnen allen Verbote von Ersatzhandlungen, welche dem Konflikte zwischen Drang nach Triebbefriedigung und seiner sozial bedingten Gegenströmung entstammen: »Die Trieblust verschiebt sich beständig, um der Absperrung, in der sie sich befindet, zu entgehen und sucht Surrogate für das Verbotene — Ersatzobjekte und Ersatzhandlungen — zu gewinnen. Jeden neuen Vorstoß der verdrängten Libido beantwortet das Verbot mit einer neuen Verschärfung[2].« Auf diesem Wege der Verschiebung

[1] Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. 3. Folge. Leipzig und Wien 1913, p. 123 ff.
[2] Freud, Totem und Tabu, p. 28.

kommt der größte Teil des Zeremoniells, das der Vater bei der Couvade einzuhalten hat, zustande. Die gefürchtete Folge des verbotenen Tuns — das Kind würde krank werden und sterben — war einst der erwünschte Erfolg der Durchsetzung feindlicher Regungen. Wenn die Dayaks dem werdenden Vater verbieten, irgend etwas zu tun, was einen verletzenden Charakter hat, wird der primäre Grund des Verbotes klar. Diese Maßregel reiht sich an jene Tabuvorschriften, welche bei den wilden Völkern verbieten, scharfe Waffen und schneidende Instrumente im Hause zu halten[1]. Es hat seine volle Berechtigung, wenn der Vater keine Waffen berühren, keine schweren Arbeiten verrichten, kein Tier töten und essen darf, denn diese Handlungen sind Ersatzhandlungen der verbotenen Realisierung seines Todeswunsches gegen das Kind.

Versuchen wir uns die seelische Situation des primitiven Menschen, welcher eben Vater geworden ist, vorzustellen. Von väterlicher Zärtlichkeit wird man bei ihm wenig vermuten können. Ein fremdes Wesen ist in sein Heim gekommen und er fühlt keine Lust, diesen kleinen Erdenbürger zu ernähren. Ja, im Gegenteile, er verspürt den Impuls, das Kind zu töten und zu verzehren. Die tiefere Motivierung dieses Wunsches wird uns später klarer werden. Vorläufig brauchen wir nur darauf hinzuweisen, daß noch jetzt einzelnen Völkern Kindesmord und Verzehren von Kindern nicht unbekannt sind. Mit der Entstehung väterlicher Gefühle, über die noch zu sprechen sein wird, werden diese ursprünglichen Wünsche nicht vernichtet, sondern zurückgedrängt und endlich verdrängt; sie sind unbewußt geworden. Doch sie bleiben nichtsdestoweniger wirksam. Das Verbot wird beständig gefährdet durch das Andrängen unbewußter Impulse und ist genötigt, seine Grenzen zu verschieben und zu erweitern, da es auch Ersatzhandlungen die Triebbefriedigung nicht gestatten will. Die Psychoanalyse konnte die seelischen Wege zeigen, welche vom Wunsch aus zum Aufbau solcher Schutzmaßregel gehen.

Wir dürfen wieder zur Bestätigung unserer Behauptung, daß Schutzmaßregeln gegen die aggressiven Tendenzen des Mannes vorliegen, auf die Tabuierung des Neugeborenen (und seiner Mutter) hinweisen, die sich bei den meisten primitiven Völkern findet[2]. Unter den Bantustämmen darf der Mann sein Kind während der ersten drei Monate nicht sehen. Auf der Insel Tumleo ist die Frau und das Kind für fünf bis acht Tage tabu, während welcher Zeit ihr Mann sich ihr nicht nähern darf. Bei den Hereros wird für Frau und Kind eine eigene Hütte gebaut, in welcher sie die Tabuzeit verbringen. Den Männern ist es verboten, die Hütte zu betreten,

[1] Freud, Totem und Tabu, p. 91.

[2] Nach Frazer, Taboo and the perils of the soul. II. Bd., p. 150 ff. Vgl. auch Heinrich Ploss, »Das Kind in Brauch und Sitte der Völker«, 3. Auflage, I. Bd., p. 30 ff.

bis die Nabelschnur vom Kinde getrennt ist. Jede Übertretung würde sie zu Schwächlingen machen und sie würden erschossen werden, wenn sie mit Speer und Bogen in den Krieg ziehen.

Einige Bräuche innerhalb der diätetischen Couvade fordern unsere spezielle Aufmerksamkeit. Was sollen die grausamen Blutproben, welche wir bei den Karaïben und anderen Völkern gefunden haben, bedeuten? Wir haben von du Tertre gehört, daß den Vätern bei den Karaïben nach Abschluß der Fastenzeit tiefe Wunden von ihren Freunden beigebracht werden und die Qualen, welchen die Opfer dann durch das Waschen mit Gewürz ausgesetzt werden, mit bewundernswerter Geduld um des Kindes willen ertragen werden. Hartland weist einen ähnlichen, wenn auch milderen Brauch bei den Ureinwohnern von Celebes nach: Nach der Geburt des Kindes geht der Vater baden. Wenn er aus dem Wasser steigt, erwarten ihn seine Nachbarn und schlagen ihn den ganzen Weg bis zu seiner Wohnung mit Rohrstäben. Zuhause angelangt, ergreift der Vater drei Pfeile, schießt sie über die Hütte, indem er sagt: »ich wünsche meinem Sohne viel Glück, möge er wachsen und ein kräftiger Mann werden«. Diese Minahassee-Zeremonie besteht also in einer Züchtigung des Vaters und einem Zauberspruche. Wir wissen, daß die Zauberformeln etwa den Schutzformeln der Neurotiker entsprechen: sie sollen die eigenen bösen Regungen abwehren. Jener Minahasseemann, welcher seinem Sohne viel Glück und das Emporwachsen zu kräftiger Männlichkeit wünscht, hat eine Regung in sich zu bekämpfen, welche ihn zur Ermordung eben jenes Sohnes treiben will. Der kleine Zug, daß er Pfeile über die Hütte schießt, gibt uns einen symptomatischen Anhaltspunkt, wen eigentlich der Pfeil treffen sollte. Der Schuß wird zu einer Kompromißhandlung, in der feindselige und zärtliche Regungen sich zu einem gemeinsamen Ausdruck zusammenfinden. Wir haben es von hier aus nicht schwer, auch der Psychogenese jener grausamen Züchtigung näherzukommen. Sie wird des Kindes wegen ertragen: in der Person des Vaters, behauptet Hartland, macht das Kind die ersten Proben seiner Tapferkeit, Ausdauer und Standhaftigkeit durch. Doch der Grund dieser Identifizierung ist nur der, daß in dieser zugunsten des Kindes abgelegten Blutprobe zugleich eine Bestrafung liegt, welche die Stammesgenossenschaft dem neuen Vater erteilt. Sie bestraft ihn so, als habe er wirklich das Verbrechen begangen, nach dem es ihn unbewußt gelüstete, als habe er die Tabuverbote übertreten. Auch diese Bestrafung beruht also auf der »Allmacht der Gedanken«. Es ist so, als hätte die Tabuübertretung sich am Missetäter nicht spontan gerächt und der Stamm, welcher durch den Frevel (den er wünschte) bedroht ist, vollziehe nun die Bestrafung[1]. Freud hat uns gezeigt, daß die strenge Sühnung der

[1] Zugleich befriedigen die Nachbarn ihre feindseligen Gelüste gegen den eigenen Vater, dessen Repräsentant der eben Vater Gewordene unbewußt wird.

Tabuübertretung auf der Angst vor der Infektionsfähigkeit des Tabu, also auf Versuchungsangst basiere[1].

Wir können noch an einzelnen Zügen wahrscheinlich machen, daß die grausame Zeremonie des Schröpfens und Prügelns den Sinn einer religiösen Sühnung für die unbewußten Regungen hat. Bei vielen Völkern muß sich der Vater nach der Geburt eines Sohnes Sühn- und Bußezeremonien unterwerfen. Anderseits wird er, wenn das Kind vorzeitig stirbt, von den Frauen beschuldigt und bestraft[2]. Signor Modigliani, welcher bei den Eingeborenen von Nias wohnte, war Zeuge einer belustigenden häuslichen Szene[3]. Sein Gastgeber fiel über die ausgespreizten Beine des Reisenden. Das war eine ernste Sache, die geeignet schien, Unglück über das noch ungeborene Kind zu bringen. Das schwangere Weib des Eingeborenen steigerte ihren Zorn über diesen Unfall so sehr, daß ihr Mann froh war, den Schlägen, welche sie ihm mit einem vom häuslichen Herd geholten Brennholz versetzte, zu entfliehen. Wir sehen in dieser so unzeremoniellen Szene die private Analogie der Minahasseezeremonie, wenigstens was ihre unbewußte Motivierung anbelangt. Endlich soll unsere Deutung noch durch ein Detail, das wir der anschaulichen Schilderung la Bordes entnehmen, unterstützt werden: Bei dem Blutentziehen der Karaïben reibt man das edle Blut des Vaters dem Kinde ins Gesicht, im Glauben, daß dies sehr dazu dient, das Kind großmütig zu machen. Wir wollen nicht daran zweifeln, daß in dieser Handlung die Erinnerung daran fortlebt, daß das Blut ursprünglich dem Kinde angehörte, daß das Kind selbst einst das Opfer der grausamen Triebbefriedigung war, welche jetzt am Vater zur Kräftigung seines Babys ein geeignetes Objekt findet. Wenn wir noch eines Beweises bedurften, würden wir darauf hinweisen, daß das Blut bei allen Völkern als äußerst wirksames Apotropäum gilt. Der Sinn der Blutprobe wird besonders in folgender Zeremonie klar[4]: Bei einigen ungarischen Zigeunerstämmen wird das Kind gleich nach der Geburt in Lappen gehüllt, auf dem sich einige Blutstropfen des Vaters befinden. Man glaubt dadurch, das Kind bis zur Taufe vor den Nachstellungen der Hexen und Krankheitsdämonen zu bewahren. Aus demselben Grunde läßt der Vater des neugeborenen Kindes bei einem siebenbürgischen Zigeunerstamm einige Tropfen seines Blutes in das vor dem Zelte lodernde Feuer rinnen, indem er dabei spricht: »Wollt ihr Blut, so gebe ich euch hier Blut; das Blut meines Kindes gehört aber dem großen Herrn im Himmel, dem Christus, der euch mit jüdischen Ketten fesseln wird.« Der Hinweis auf die früher gegebene Analyse der Dämonenfurcht wird

[1] Freud, Totem und Tabu, p. 66.

[2] Vgl. die früher angeführten Angaben Dobritzhoffers.

[3] Erzählt von Hartland, Vol. II, p. 402.

[4] Nach H. v. Wlislocki, Aus dem innern Leben der Zigeuner. 1892, p. 95 f. Zitiert bei Scheftelowitz, »Das stellvertretende Huhnopfer«, p. 48.

genügen, um zu erkennen, welchen seelischen Regungen dieses Zeremoniell entstammt.

Es wird uns, wenn wir an die talionsartige Wirkung des Tabu denken, nicht verwunderlich erscheinen, wenn der Vater dieselbe Qual erleidet, welche er seinem Kinde zufügen wollte. In der Analyse der Neurotiker wird es klar, daß ihre Selbstbeschädigungs- und Selbstmordimpulse Selbstbestrafungen für auftauchende böse Wünsche sind. Doch auch die Symptomatologie nichtanalytisch behandelter Neurotiker zeigt denselben Vorgang.

Wenn wir bemerkt haben, wie die Angst vor der Infektionsfähigkeit des Tabu in der Bestrafung des Vaters wirksam war, so werden wir sie auch für das Verbot, das Haus zu verlassen, verantwortlich machen, trotzdem scheint es uns, als müßten noch andere Motive dieses Verbot begründet haben. An sich werden wir es verstehen als eine Ausdehnung der Beschränkung, welcher ein Vater bei den Völkern der Couvadegebräuche unterworfen ist. Auch die Könige bei den Primitiven sind oft, wie Frazer gezeigt hat, dem Verbot unterworfen, ihr Haus bei Tage zu verlassen[1]. Bei dem Vater wird es sich darauf stützen können, daß ihm die Versuchung, Verbotenes zu tun (etwa: Tiere zu töten, Bäume zu fällen usw.) außerhalb des Hauses näher tritt, als zu Hause. Doch wird uns noch eine Determinierung dafür nahegelegt durch die Angst, es könne dem Kind während seiner Abwesenheit etwas zustoßen, was durch die Allmacht der Gedanken sich erfüllen könnte, wenn er es wünscht. Was sich uns also als Überzärtlichkeit darstellt, ist eigentlich die Reaktion auf böswillige Impulse gegen das Kind, deren intensiven Verdrängung wir die verstärkte Zärtlichkeit für dasselbe zuschreiben. Wieder bietet die Neurosenpsychologie eine Parallele zu diesem Verhalten. So äußerte eine von Freud behandelte Hysterika eine überzärtliche Besorgnis für die Mutter. Sie mußte von überall ängstlich nach Hause eilen, um sich zu überzeugen, daß der Mutter nichts widerfahren sei. Die Analyse wies nach, daß diese Überbesorgnis nur scheinbar unbegründet war, denn es war in ihr die Furcht wirksam, böswillige Wünsche, welche die Patientin einst gegen ihre Mutter gehegt hatte, könnten sich während ihrer Abwesenheit erfüllen. Der den Tabuzuständen und den Neurosen gemeinsame Verschiebungsmechanismus läßt uns verstehen, daß bei einzelnen Völkern die ganze Familie von einem solchen Verbot betroffen wird, wie z. B. bei den Abiponern. (Hartland berichtet von den galizischen Juden, daß sie keinem Familienmitgliede des Hauses, in welchem ein kleines Kind ist, erlauben, nach Sonnenuntergang auszubleiben, weil sonst das Kind seiner Ruhe beraubt würde.) Wenn junge lebenslustige Eheleute in unseren Kulturländern manchmal behaupten, daß sie durch die Sorge für

[1] Frazer, Taboo and the perils of the soul. The burden of royalty, p. 132 ff.

ihr Kind beständig am Ausgehen verhindert sind, obwohl, objektiv gesehen, hinreichend Schutz für das Kind (etwa durch Zuhausebleiben einer zuverlässigen Person) vorhanden ist, so werden wir darin Spuren eines solchen primitiven Ausgehverbotes erblicken, an dem eine mit unbewußter Feindseligkeit verbundene Überzärtlichkeit einen, wie mir scheint, entscheidenden Anteil hat.

Es scheint mir hier am Platze zu sein, die oft herangezogene Analogie mit dem Seelenleben der Neurotiker fortzusetzen. Ein etwa 50jähriger Mann meiner Bekanntschaft fiel mir durch seine stete, extrem intensive Besorgnis für seine Kinder und wegen der eigenartigen Behandlung auf, welche er ihnen angedeihen ließ und für welche mir der Ausdruck »quälende Zärtlichkeit« am besten zu passen scheint. Er äußerte als Gründe seiner Besorgtheit stets, daß seine Kinder kein Talent hätten, es im Leben zu nichts bringen, sich durch ihre Dummheit selbst Schaden zufügen würden. Es sprachen keinerlei Anzeichen dafür, daß sich diese Prophezeiungen erfüllen würden. Seine Beaufsichtigung über seine drei Söhne erstreckte sich so sehr aufs Detail, daß er jede ihrer Bewegungen bekrittelte, von ihren geringfügigsten und unwichtigsten Handlungen Schaden für sie fürchtete, ihnen unausgesetzt Warnungen und Ermahnungen zuteil werden ließ usw.[1] Dies alles aber tat er in einer von Feindseligkeit und rührendster Zärtlichkeit seltsam gemischten Art. Seine Kinder litten nicht mehr unter dieser seiner Eigenart als er selbst. Denn ihn störten die unbegründeten Sorgen nicht nur in seinem Berufe, sondern sie bedingten auch seine ganze Lebensgestaltung und brachten ihn um alle Daseinsfreude. Als sein zweitältester Sohn — sicherlich unter dem starken Eindrucke der väterlichen Überzärtlichkeit — an Zwangsneurose erkrankte, steigerte sich die Sorge und der Haß, die sich auf diesen Sohn richteten, in so bedenklicher Weise, daß nur eine Entfernung des Kranken aus dem Hause dem Vater eine, wenn auch kurze, Beruhigung bringen konnte. Mir gegenüber sprach der Vater oft über den Zustand seines Sohnes in einer Art, die man am besten als haßdurchtränktes Mitleid charakterisieren kann. So sagte er einmal — der Sohn fühlte sich während dieser Periode der psychoanalytischen Behandlung gerade subjektiv wohl — er leide so stark unter dem Mitgefühl mit dem jungen Manne, daß er (der Vater) die Nachricht, der Kranke habe seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende gemacht, mit Ruhe aufnehmen würde. Wenn in dieser Bemerkung und in manchen Unterredungen mit dem Kranken die latente Feindseligkeit des Vaters

---

[1] Sein Benehmen erinnerte mich an die — allerdings bewußte — Taktik Petrucchios in der »Widerspenstigen Zähmung« Shakespeares. Das trotzige Kätchen beklagt sich darüber in folgender Weise (IV. 3)

»And that which spites me more than all these wants,
He does it under name of perfect love;
As who should say, — if I should sleep or eat,
'Twere deadly sickness, or else present death.«

manchmal zutage trat, so wurde sein Verhalten gegenüber dem Sohne im wesentlichen durch die beschriebene Überzärtlichkeit bestimmt. Kein Opfer schien dem Vater zu hoch, keine Mühe zu schwer, keine Entbehrung zu hart, als daß er sie nicht zum Wohlergehen seiner Söhne auf sich genommen hätte. Wie hier, so läßt sich wohl in zahlreichen Affektäußerungen anderer neurotischer Väter, das Symptom extrem erhöhter Zärtlichkeit und Gewissenhaftigkeit als eine Reaktionserscheinung auf entgegengesetzte Regungen früherer Zeit auffassen. Es gab eine Epoche, da das kleine Kind noch nicht ihre Liebe in dem Maße wie heute fordern konnte, und da es manchmal als Hemmung in den Beziehungen von Mann und Frau verspürt wurde[1]. An Hand der Analyse einer Symptomhandlung bei einem jungen Manne, der seine Kinder zärtlich liebte, konnte Freud zeigen, wie diese unbewußten Impulse vergangener Zeiten wirksam bleiben und sich als verdrängte Todeswünsche erkennen lassen[2].

Wenn wir uns nun Hartlands und Frazers Erklärungen erinnern, dann werden wir zuerkennen müssen, daß die Annahme einer sympathetischen Magie als Motivierung der Couvadegebräuche zwar ihre volle Berechtigung hat, daß aber erst die Erforschung der unbewußten Vorgänge die notwendige Vertiefung der Erklärung ermöglicht. Das einzige Band, das Menschen der primitiven Zeit miteinander verknüpft, ist die Stammesgemeinschaft (Kinship). Was dem Vater geschieht, muß auf das Kind wirken. Die »Allmacht der Gedanken« als Erklärungsprinzip läßt uns die Vaterriten als Kompromißleistungen aus dem psychischen Kräftespiel zwischen bewußter Zärtlichkeit und unbewußter Feindseligkeit erkennen. Das Buß- und Sühnezeremoniell der Couvade läßt verstehen, daß hier das Schuldbewußtsein, auf bösen Wünschen aufgebaut, an der Entstehung einer sozialen Institution als zentrale psychische Kraft beteiligt ist.

Ein Vergleich der gefürchteten Folgen, welche eine Tabuübertretung bei den Primitiven und bei den Zwangsneurotikern mit sich bringt, ergibt folgendes: Jedes Durchbrechen einer Tabuvorschrift wird bei den Wilden mit Unheilserwartungen beantwortet, die den Übeltäter selbst betreffen. Der Zwangsneurotiker fürchtet meistens unheilvolle Wirkungen seiner Verbotübertretung für andere: Diese könnten krank werden oder sterben. Freud hat diese Differenz mit den Worten gekennzeichnet: »Der Neurotiker verhält sich hiebei wie altruistisch, der Wilde wie egoistisch.« Wir bemerken, daß die Völker, welche die diätetische Couvade halten, sich den Neurotikern ähnlich verhalten. Eine Erklärung dafür ergibt sich aus der früher angeführten Tatsache, daß die Sitte bei primitiven und wilden

[1] Vgl. Ibsens »Klein Eyolf«. Ähnliche psychische Situationen werden in meinem Buche »Arthur Schnitzler als Psychologe« (J. C. Bruns, Minden 1914) der analytischen Betrachtung unterzogen.

[2] Psychopathologie des Alltagslebens. S. Karger, Berlin. 2. Auflage, p. 89.

Völkern nicht gefunden wird und auf Stämme begrenzt erscheint, welche eine Zwischenstellung zwischen den höchsten und den niedrigsten Kulturstufen einnehmen. Wir werden diese Tatsache mit der Verschiebung der Unheilserwartung von sich auf andere in Verbindung bringen und folgenden Hergang mit hoher Wahrscheinlichkeit konstruieren können: In einer Zeit tieferer Kultur bestanden bei diesen Völkern Tabuvorschriften, welche dem Schutze des neugeborenen Kindes dienten. Jede Tabuübertretung wurde durch Unheilserwartungen verhütet, die der Vater für sich selbst empfand. Die sekuläre Verdrängung brachte es mit sich, daß, je mehr der seelische Ursprung der Vaterriten dem Bewußtsein verloren ging, die Befürchtungen, welche sich an die Verbotübertretung knüpften, dem geliebten Kinde zugewendet wurden. Zugleich ist eine Wiederkehr des Verdrängten in entstellter Form zu konstatieren, da die Folgen der Verbotübertretung eben für jenes Objekt gefürchtet werden, dessen Existenz zum Aufrichten des Verbotes Anlaß gab. Wir dürfen diesen Verlauf durch zwei Argumente wahrscheinlicher machen. Wir haben früher Tabuvorschriften bei wirklich primitiven Völkern angeführt, welche den Vater für eine gewisse Zeit von seinem Kinde separierten. Wenn der Vater eine der Tabuvorschriften übertrat, widerfuhr ihm selbst ein Unglück, z. B. er wurde in der Schlacht getötet usw.[1] Hier dürfen wir die Vorstufe der als Couvade bezeichneten Vaterriten sehen. Ferner wird uns auch hier der Hinweis auf die Psychoneurotiker gute Dienste tun. Wir wissen, daß die Unheilbefürchtungen des Zwangsneurotikers zuerst der eigenen Person gelten und erst im Laufe seiner Krankheit auf andere geliebte Personen übertragen werden[2].

Wir verspüren hier die Versuchung, die Couvade und ihre Schicksale noch weiter zurück zu verfolgen; wir gelangen dann zu einem Stadium, in welchem die schwangeren Frauen und die neugeborenen Kinder den sexuellen und feindseligen Impulsen des Wilden schutzlos preisgegeben waren. Doch wir möchten auch gerne erfahren, ob sich noch Spuren der absonderlichen Couvadegebräuche als Institutionen in unserer Gegenwart finden lassen. Ich meine, dies wird nicht allzu schwer sein, denn wir nehmen an, daß die ambivalente Gefühlseinstellung immer mehr einer geregelteren, balancierteren Gefühlslage wich und unser Sinn sich immer mehr den realen Forderungen des Lebens anzupassen wußte. Wir dürfen deshalb vermuten, daß alle jene Einrichtungen, welche das Wohl der Mutter gewordenen Frau und des eben geborenen Säuglings fördern wollen, ihren Ursprung dort haben, wo die Realität und die Verdrängung böser Wünsche siegten. Es klingt zwar paradox, ist deshalb aber um nichts weniger richtig, daß aus der Couvade

[1] Es widerspricht dieser Vermutung nicht, daß auch bei einzelnen Völkern mit Couvadegebräuchen noch die Tabuierung besteht. Sie befinden sich eben im Übergang von einer tieferen zu einer höheren Kulturstufe.

[2] Freud, Totem und Tabu, p. 66.

und ähnlichen Bräuchen sich Institutionen ableiten, die einen eminent sozialen Charakter haben: Mutterschutz und Säuglingsfürsorge.

### γ) Die Psychogenese der Vergeltungsfurcht.

Ich könnte mit den vorangehenden Erklärungsversuchen diese Arbeit beschließen, wenn nicht das durchgängige und hervorstechendste Merkmal der diätetischen Couvade einer besonderen Untersuchung wert wäre. Wir werden in dem Verbot, gewisse Tiere zu töten und zu verzehren, eine aktuelle Verschärfung totemistischer Beschränkungen erkennen. Es erhebt sich die Frage, durch welche Motive dieses Verbot seine Aktualität und Schwere erhielt.

Wollen wir den abergläubischen Völkern glauben, so müssen wir annehmen, daß das Töten eines Tieres wieder dem Kinde schaden könnte. Die Tiere wären also nach unserer Deutung Ersatzobjekte für das Kind und die Lust, sie zu töten, auf sie erst sekundär übertragen worden. Doch einige schwerwiegende Umstände nötigen uns, diese relativ einfache Darstellung zu vermeiden. So bezieht sich das Verbot in den meisten Fällen auf große Tiere; wenigstens ist es sicher, daß diese die primär unter das Verbot fallenden sind. Es ist nicht einzusehen, warum das Emu, der Bär, das Känguruh und andere große Tiere für das Kind geschont werden sollten. Es würde doch näher liegen, das kleine Wesen, das noch nicht oder eben erst geboren wurde, in einem kleinen Tiere vorzustellen und zu schonen. Eine andere Beobachtung gibt uns zu denken. Auch bei den Urubunna-Stämmen in Australien soll der neue Vater kein Emu, kein Känguruh oder sonstiges großes Tier erlegen. Der Geist des Kindes würde ihn begleiten, die Tiere warnen und den Bumerang vom Ziel ablenken[1]. Bei diesem primitiveren Stamme, sowie bei dem Unmatjera-Stamm in Australien fürchtet also der Vater von einer Übertretung des Jagdverbotes für sich und ein neues Detail tritt in unsere Darstellung: Der Geist des Kindes begleitet ihn. Von jenen Stämmen gerade, bei denen die Couvade noch lebendig ist, berichtet Frazer folgenden Glauben[2]: Die Indianer von Cayenne weigern sich, gewisse große Fische zu essen, weil sie sagen, sie trügen die Seele eines Verwandten. Die kalifornischen Indianer behaupten, daß die Körper großer Tiere die Seelen früherer Generationen enthalten. Sie wollten einen alten grauen Bären nicht töten, weil sie dachten, es hause die Seele der verstorbenen Großmutter darin, und suchten diese Annahme dadurch zu begründen, daß die Gesichtszüge des alten Bären Ähnlichkeit mit dem verwelkten und runzeligen Antlitze der alten Frau zeige. Freud hat auf Grund eines großen Materials und einer zwingenden Deduktion nachgewiesen, daß die Totemtiere ursprünglich einen Er-

[1] Baldwin Spencer und J. F. Gillen, »The native tribes of Central Australia«. London 1899.

[2] Frazer, The golden Bough, V. Bd., p. 285 f.

satz für den Vater bilden. Diese Argumente machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Primitiven in jenen verbotenen Tieren nicht das Kind, sondern ihre Ahnen erblicken. Was soll es nun aber bedeuten, daß bei Ankunft eines Kindes jenes Verbot, den Vater nicht zu töten und zu verzehren, eine Verschärfung erfährt? Es scheint mir, als würden die Opfergebräuche nach der Kindesgeburt uns darüber einige Aufklärungen geben können. Gleich nach der Geburt eines Kindes schlachtet der Dayak auf Borneo der Kinderdämonin Indu Rarawi ein Huhn. In Assan opfert der Vater bei der Geburt eines Kindes dem Geiste seines Urahnen zwei Hühner; auch bei den Miautse in Canton und bei den Limbu (Bengalen) opfert der Priester den Ahnen ein Huhn[1]. Die Pampasindianer in Argentinien, ebenso wie die Patagonier opfern ein Pferd, das gemeinsam mit Verwandten verzehrt wird. Hier scheint ein offenbarer Widerspruch vorzuliegen. Einerseits sollen gewisse Tiere des Kindes wegen geschont werden, anderseits werden eben dieselben Tiere um des Kindes willen geopfert. Wieder gibt uns Frazer eine entscheidende Aufklärung[2]. Er zeigt an vielen Beispielen, daß die Sitte, die Erstgeborenen zu töten, in vielen Teilen der Welt verbreitet war. So wurde bei einigen Stämmen von Neusüdwales das erstgeborene Kind vom Stamme gegessen, als ein Teil von religiösen Zeremonien. Die Eingeborenen von Rook an der Ostküste von Neuguinea töteten alle Erstgeborenen. In Indien war noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts die Opferung der Erstgeborenen allgemein. Wenn in Uganda das erstgeborene Kind eines Häuptlings oder einer wichtigen Person ein Sohn war, wurde er von der Hebamme erwürgt und dem Vater berichtet, daß das Kind tot geboren wurde. Die Kutonaquaindianer von Britisch-Columbia beten die Sonne an. Wenn eine Frau schwanger ist, betet sie, indem sie sagt: »Ich habe ein Kind. Wenn es geboren ist, werde ich es dir darbringen; hab' Mitleid mit uns.« Wenn der König von Moab von den Israeliten belagert und hart bedrängt war, nahm er seinen Sohn, der an seiner Statt regieren sollte, und opferte ihn als Brandopfer auf der Schutzmauer. Phönizische Geschichte, sagt ein alter Schriftsteller, ist voll von solchen Kindesopfern. Der Prophet Michah fragt[3]: »Soll ich meinen Erstgeborenen für mein Vergehen, die Frucht meines Körpers für die Sünde meiner Seele geben?« Jahwe selbst fordert, daß ihm alle Erstgeborenen, sowohl Menschen als Tiere, geopfert werden[4]: »Den Erstgeborenen deiner Söhne sollst du mir geben[5].« Später wird eine Unterscheidung zwischen Schafen, Ochsen, Böcken und Menschen, Eseln etc. gemacht: Die Erstlinge jener mußten immer geopfert werden, die der späteren waren zurück-

[1] Nach J. Scheftelowitz »Das stellvertretende Huhnopfer«, p. 8 f.
[2] Frazer, The golden Bough The eating God, p. 166 f.
[3] Michah. V. 6–8.
[4] Exodus XIII. I, 2.
[5] Exodus XXIII, 29.

kaufbar. Einer ähnlichen Umwandlung und Milderung begegnen wir bei den Sabinerstämmen. Festus sagt[1]: Seit es zu grausam schien, unschuldige Knaben und Mädchen zu töten, wurden sie bis sie erwachsen waren gehalten und dann versteckt über die Grenze gebracht. Frazer sagt, daß die italienischen Völker in späteren Zeiten nur bei wichtigen Ereignissen Zuflucht zum Kindesmord genommen haben, während es früher Sitte war, die Erstgeborenen jährlich den Göttern zu weihen.

Wir sehen, wie die Tötung der Tiere wirklich den Ersatz für den Kindesmord bildete. Doch eine vertieftere Einsicht in diese komplizierte Frage kann sich erst ergeben, wenn wir untersuchen, welche Motivierung die so grausame religiöse Sitte des Kindesmordes hatte. Es konnte nicht ein so rationalistischer Grund wie die Rücksicht auf in Zukunft drohenden Nahrungsmangel sein, da die Wilden sich keinerlei Gedanken für den folgenden Tag machen. Sie würden auch, wenn sie sich zu solchen Erwägungen herbeiließen, eher die Spätgeborenen als die Erstgeborenen getötet haben. Frazer glaubt aus seinem Beweismaterial schließen zu dürfen, daß die Sitte bei verschiedenen Völkern verschiedene Motivierungen hat. Bei den Semiten, den Italienern und anderen Völkern erscheint das Opfer als ein Tribut, welcher Gott gezollt wurde, gleichsam als eine Abgabe, mit welcher die Gottheit zufrieden war, obwohl sie das Ganze hätte fordern dürfen. In anderen Fällen aber ist der Tod des Kindes ein Ersatz für den Tod des Vaters, welcher durch das Opfer seines Nachkommens sich eine neue Lebensdauer erwirbt. Beide Erklärungen aber können nicht Anspruch darauf erheben, die letzten psychischen Motive der religiösen Opferung von Kindern aufgedeckt zu haben. Auch hier ist eine weitere Vertiefung notwendig.

Wir wissen, daß den Primitiven ihr Gott, der also das Opfer des Kindes verlangte, als ihr Vater erschien. Die Psychoanalyse hat erwiesen, daß die Gottesvorstellung im Leben des Einzelnen und der Völker in der Vaterverehrung und -erhöhung ihren Ursprung hat. Die Sühnevorschrift, das erstgeborene Kind Gott zu opfern, ist also eigentlich das Gebot, dem Großvater seinen Enkel zu geben. Dabei wird immer vorgestellt, daß der Vater durch dieses Opfer versöhnt, befriedigt wird, als wenn er vorher durch eine Missetat des Sohnes in seiner Würde verletzt worden wäre. Die religiöse Opferung des Kindes hat immer Sühnecharakter. Welches Vergehen des primitiven Menschen soll dadurch gutgemacht werden und warum gerade durch diese so grausame, so unmenschliche Sitte?

Vielleicht erhalten wir Auskunft darüber, wenn wir uns dem zweiten Motiv zuwenden, das Frazer für die Kindesopferung angibt: der Tod des Sohnes soll das Leben des Vaters verlängern.

[1] De Verborum significatione, zitiert nach Frazer, The golden Bough The dying God, p. 166 ff. Aus Frazer entnehme ich auch die folgenden Beispiele.

In Peru z. B. starb der Sohn, damit der Vater leben könne. In vielen Fällen scheint der Glaube vorzuliegen, das Kind könne durch Aufsaugen der Lebenskraft des Vaters seinen Tod herbeiführen. Frazer nimmt an, daß dieser Glaube dem Gedanken an die Seelenwanderung entstamme. Tatsächlich läßt sich der Seelenwanderungsglaube als bestimmend für diese Furcht aufzeigen. Ein Bantuneger am unteren Kongo würde es z. B. sehr übel aufnehmen, wenn man ihm sagte, sein Sohn sehe ihm ähnlich. Er würde fest daran glauben, daß er selbst nun bald sterben müsse. Ebenso bilden sich die Galelaresee ein, daß die Ähnlichkeit des Kindes mit dem Vater dessen Tod zur Folge haben müßte: nachdem es des Vaters Abbild oder Schatten gestohlen hat, muß dieser bald sterben[1]. Doch wir haben unzweideutigere Zeugnisse: Die Hindus sind der Meinung, daß der Mensch buchstäblich wieder geboren wird, und zwar in der Verkörperung seines Sohnes. So lesen wir in den »Gesetzen von Manu«, daß »der Mann nach der Empfängnis seines Weibes ein Embryo und von ihr wiedergeboren wird; dazu ist der Ehestand des Weibes, daß er durch sein Weib wiedergeboren wird.« Der Vater ist also nach der Geburt seines Sohnes in einer sehr heiklen Lage. Kann er selbst, indem er sein eigener Sohn ist, abgetrennt von seinem Sohne leben? Stirbt er nicht vielmehr in eigener Person, wenn er in der Form seines Sohnes zum Leben kommt? In einigen Kasten, wie z. B. bei den Kathris, wird tatsächlich eine Leichenfeier für den Mann veranstaltet, sobald sein Weib im fünften Monat der Schwangerschaft ist. Durch eine gesetzmäßige Fiktion ist es erlaubt, in seiner eigenen Person wieder zum Leben zu kommen; denn nach der Geburt eines Sohnes wird der Hindu mit seinem Weibe formell wiederverheiratet, was als stillschweigende Zulassung zum Leben angesehen werden mag, wenigstens, daß er in den Augen des Gesetzes am Leben ist. Nach Frazers Ansicht ist die Vaterschaft bei vielen Völkern ein sehr zweifelhaftes Vorrecht: »Denn, wenn du durch das Erzeugen eines Sohnes stirbst, kannst du sicher sein, wieder zum Leben zurückzukommen? Seine Existenz ist bestenfalls eine Drohung für die eure und schlimmstenfalls kann sie euren Untergang mit sich bringen. Die Gefahr scheint hauptsächlich in der Geburt des ersten Sohnes zu liegen; wenn du darüber hinwegkommst, bist du nach menschlichem Ermessen gerettet. Tatsächlich kommt es zu dem schmerzlichen Dilemma: »Bleibst du oder er am Leben?« Elterliches Empfinden läßt dich sterben, damit er lebt; Eigenliebe sagt: »Lebe und lasse ihn sterben; du bist in der Blüte deiner Jahre, du zierst den Kreis, in welchem du lebst, du bist nützlich, der Gesellschaft sogar unentbehrlich. Er ist nur ein Kind und wird nie vermißt werden.« Diese Gedankenfolge, so widersinnig sie uns auch scheint, kann, wie Frazer versichert, leicht zur Sitte der Tötung des Erstgeborenen geführt haben. Es ist uns

[1] Frazer, The golden Bough. Taboo and the perils of the soul, p. 88.

noch nicht klar, ob wir keine Möglichkeit haben, die Absurdität der Furcht vor dem Erstgeborenen in den seelischen Zusammenhang aller Menschen einzureihen. Welche seelischen Vorgänge können wohl den Anstoß zu einem solchen Glauben gegeben haben? Die Vorstellung von der Wiedergeburt des Vaters in seinem ältesten Sohne mag die merkwürdige Regelung der Nachfolgerschaft in Polynesien hervorgebracht haben: Sobald der König einen Sohn hatte, war er genötigt, dem Thron zugunsten des Kindes zu entsagen, und das Kind wurde als Herrscher proklamiert. Sein Vater war der Erste, der ihm die Huldigung erwies, indem er ihm die Füße küßte und ihn zum König ernannte. Diese Sitte der Nachfolgerschaft erstreckte sich nicht bloß auf die Herrscherfamilie, sondern überhaupt auf die vornehme Welt; deren Mitglieder hatten ebenfalls auf Rang, Ansehen und Stellung bei der Geburt eines Sohnes zu verzichten. Ein Mann, der bis gestern etwa den Rang eines Barons hatte und der seine Untergebenen Zeremonien halber nur mit entblößtem Oberkörper nahe kommen ließ, war heute zu einem ganz gewöhnlichen Sterblichen herabgesunken, dem keine Reverenz erwiesen wurde, wenn ihm seine Frau nachts einen Sohn geboren hatte und das Kind am Leben geduldet wurde. Auf das Kind ward nun aller Respekt übertragen, denn der Geist des Vaters hatte ihn bei der Geburt des ersten Sohnes verlassen und war in dem Kinde wiedererschienen.

Die Psychogenese des Seelenwanderungsglaubens wurde noch nicht genügend aufgeklärt. Wieder wirft hier die psychoanalytische Forschung einen Lichtstrahl in das Dunkel: Sie sagt uns, daß die Situation des Vaterwerdens die Erfüllung einer alten Sehnsucht bedeutet, welche dem infantilen Ödipuskomplex entstammt. Der Sohn, welcher einst in Kindeszeiten dem Vater den Tod wünschte, um seine Stelle bei der Mutter einzunehmen, ist nun selbst zum Manne und zum Vater geworden. Eine elementare Umwälzung im Seelenleben des Mannes setzt nun ein. Wir wissen, daß das psychische Emportauchen der sogenannten Vergeltungsfurcht von hier seinen Ausgang nimmt[1]. Der neue Vater fürchtet nun ein ähnliches Verhalten des Sohnes gegen ihn selbst, wie sein früheres gegen den eigenen Vater. Es werden nun in ihm mannigfache Gefühle unbewußt erwachen. Diese Situation ist geeignet, ein Triumphgefühl in ihm zu erwecken: er ist ja jetzt selbst Vater und hat die alten Kinderregungen partiell zur Erfüllung bringen können; jene Regungen, welche ihn dazu trieben, es dem Vater gleich zu tun. In diesem Triumphgefühl lebt eine Art nachträglichen Trotzes, welcher dadurch aktuell wird, daß das einstige väterliche Sexualverbot so vollständig übertreten wurde, daß man selbst Vater wurde. Auf der andern Seite sind Reue und Zärtlichkeitsregungen so stark, wirkt der nachträgliche Gehorsam, so daß es geboten scheint, den

[1] Vgl. Rank, Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. 1912, p. 99.

erzürnten Vater zu versöhnen. Wir haben früher darauf hingewiesen, daß Frazer als das zweite Motiv des Kindesmordes die Tendenz anführt, das Kind als Sühnopfer der Gottheit zu bringen. Wir verstehen nun — da ja die Psychoanalyse die Gottheit als deifizierten Vater erwiesen hat — warum ein solches Sühnopfer notwendig ist. Es erscheint als eine Reaktionserscheinung auf das Wiederaufleben alter Kinderregungen: Wir würden sagen, daß das Vaterwerden Erinnerungsspuren an die infantile Konstellation wachgerufen hat.

Doch wir kehren zur Betrachtung des Seelenwanderungsglaubens primitiver Völker zurück. Die Vergeltungsfurcht war es, neben anderen Faktoren, welche den Glauben an das Wiedererscheinen des Vaters im Sohne erweckte und zur Sicherung des eigenen Lebens zum Kindesmord führte. Die Identifizierung mit dem Vater wird dazu benützt, gegen das Kind die Vatergefühle zu aktivieren. Diese sind zwar bewußt nur liebevolle, jedoch die harte Behandlung durch den eigenen Vater bringt es zustande, daß in das Identifikationsstreben auch grausame und feindselige Impulse mit einfließen. Von dem Kinde wird gefürchtet, daß es selbst diejenigen Wünsche fühlen und zur Tat bringen könnte, welche einst vom Inzestverbot betroffen wurden. Wir haben aber früher gesehen, daß auch gegen den Vater des Mannes ein Gefühl der Furcht lebt. Es herrscht also eigentlich in dem eben Vater Gewordenen eine doppelseitige Vergeltungsfurcht: Er fürchtet von seinem Vater wegen der partiellen Erfüllung verbotener Regungen bestraft zu werden, anderseits daß auch das Kind gegen ihn dieselben Wünsche hegen wird[1]. Dieses so komplizierte Gefühlsphänomen wird seiner seelischen Entstehung und seinen Mechanismen nach klarer, wenn wir mit Berücksichtigung gleich zu erwähnender Tatsachen annehmen, daß die ambitendente Vergeltungsfurcht des neuen Vaters ursprünglich einheitlich, gleich gerichtet war. Die Wilden sind nämlich fest davon überzeugt, daß im Kinde ein Ahne — wir dürfen hier einsetzen: dessen Großvater — wieder auferstehe. Frazer zitiert eine große Menge von Beispielen, welche uns zeigen, daß der Name von Toten sorgfältig vermieden wird[2]. Anderseits beweist er durch ebensoviele Belege, daß die Primitiven nach einigen Generationen die Ahnen in der Namengebung wiederauferstehen sehen. So tritt uns also dieser Glaube sowohl in negativer als in positiver Gestalt entgegen. Wenn die Namengebung nach einem Verstorbenen die Erinnerung an ihn wieder auffrischen soll, Zeugnis für die Sehnsucht nach ihm war, so ist die Namensverpönung ein Ausdruck jener abergläubischen Furcht vor dem Toten, welche wir als Vergeltungsfurcht erkannt haben. Also auch hier finden wir wieder die typische, ambivalente Einstellung. Wie läßt sich nun dieser Glaube,

[1] Über die doppelseitige Vergeltungsfurcht und ihre Bedeutung für das Hamletproblem handelt Rank, Inzestmotiv, p. 221.

[2] Vgl. Freud, Totem und Tabu, p. 51.

im Kinde lebe der Großvater wieder auf, mit dem früheren, das Kind werde den Vater ums Leben bringen, vereinen. Wie mir scheint, nur durch die Vergeltungsfurcht. Beim Anblicke des Kindes mußte sich der Wilde der Verbotübertretung, dessen Zustandekommen eben das Kind seine Existenz verdankt, unbewußt erinnern; es ist so, als ob er sich sagte: auch ich war ein Kind und habe dem Vater Böses gewünscht; ebenso wird dieses mein Kind mir Böses zufügen wollen. Beide Gedanken gehen ineinander über: Furcht vor Strafe, die vom Vater ausgeht, und Furcht vor Wiedervergeltung, welche vom eigenen Kinde droht. Diese beiden Gefühlszüge haben in dem Glauben einen Ausdruck gefunden, der behauptet, das Kind sei eben jener Vater, dessen Rache gefürchtet wird. Dieses ist eigentlich der primäre Aberglaube: das Kind ist sein eigener, wiederauferstandener Großvater. Karl von den Steinen berichtet von den südamerikanischen Indianerstämmen, daß sie den Mann und seinen neugeborenen Sohn den »großen Vater« und den »kleinen Vater« nennen. Wir brauchen nur die Redensart: »das Kind ist der Vater des Mannes« wörtlich zu nehmen, um an die Wurzel des primitiven Seelenwanderungsglaubens zu gelangen. Die Vergeltungsfurcht ist das eigentliche Movens der Lehre von der Wanderung der Seelen. Erinnerungsspuren an alte infantile, böswillige und inzestuose Impulse wurden gerade durch die Ankunft des Kindes wiederbelebt. Wir verstehen nun erst so recht, was der Vater von dem eben angekommenen Baby zu fürchten hat, er fürchtet die Rache des eigenen Vaters. Wir verstehen nun erst tiefer, warum er das Kind tötet: er setzt noch einmal die Haßregung gegen den Verstorbenen durch, er tötet im Kinde noch einmal den eigenen Vater.

Hier könnte man einwerfen, ob wir nicht den Primitiven ein zu differenziertes Seelenleben zugeschrieben haben, für das keine Anzeichen sprechen. Doch wir wollen hier nur ein Beispiel — für viele — aus Frazer entlehnen, um diesem Einwand zu begegnen[1]: »In Whydah an der Sklavenküste von Westafrika, wo die Lehre der Reinkarnation strenge gehalten wird, hat es sich ereignet, daß ein Kind getötet wurde, weil der Fetischmann erklärte, es sei des Häuptlings Vater, welcher wieder zum Leben gekommen sei. Der Häuptling konnte natürlich nicht zugeben, daß er auf diese Weise von seinem Vorgänger vom Throne gestoßen werde. So nötigte er seinen vermeintlichen Vater, zur Welt des Todes zurückzukehren, von wo dieser zu so unpassender Zeit entwichen war.«

Wir dürfen nun ruhig den Erfolg unserer Bemühungen übersehen: wir sind von der Analyse der Couvadegebräuche ausgegangen und zu einer — wie ich glaube — neuen und überraschenden Erklärung der Seelenwanderungslehre gelangt. Es darf uns ahnen, daß diese letztere noch nicht ihrer Wichtigkeit entsprechend

[1] Frazer, The dying God, p. 188.

gewürdigt wurde und daß sie uns Aufklärungen über manche befremdlich und absonderlich erscheinende Vorgänge im Leben des Einzelnen und der Völker zu geben hat. Wir dürfen sie nun als den intellektuell verkleideten Abkömmling der unbewußten Vergeltungsfurcht sowie der Vatersehnsucht auffassen. Wir haben erkannt, daß ihre Psychogenese darauf beruhe, daß im Kinde der Vater seines Vaters wiedergeboren erscheint. Wenn die Primitiven annehmen, daß das Kind sie ums Leben bringen werde, so ist ihre Furcht insoferne berechtigt, als sie diesem wiedererstandenen Vater gilt. Doch die Deutung der Ethnologen wird korrigierbar: das Kind ist im Glauben der wilden Völker nicht die Wiedergeburt seines Vaters, sondern die von dessen Vater. Natürlich bezieht sich diese Behauptung auf eine sehr frühe Stufe; später wurde das Kind wirklich mit dem eigenen Vater identifiziert. Wir haben aber gesehen, daß die unbewußten Vorgänge dringend den Schluß nahelegen, daß primär die erste und dritte Generation im Glauben der Primitiven verbunden wurden.

Die Theorie der Seelenwanderung, wie wir sie bei primitiven Völkern gefunden haben, hat, wie Ernest Jones zeigte, eine bedeutsame Analogie in den Phantasien vieler Kinder[1]. Diese glauben nämlich, daß im selben Maße, als sie größer werden, ihre Eltern sich verkleinern, so daß mit der Zeit die gegenseitige Position beider sich umkehren würde. »Diese seltsame Phantasiebildung, die wahrscheinlich eine der Quellen des Glaubens an die Reinkarnation ist, hängt selbstverständlich innig mit inzestuösen Wünschen zusammen, da sie eine Übertreibung des häufigeren Wunsches ist, sein eigener Vater zu sein. Dennoch dient sie auch der feindseligen Einstellung gegen die Eltern und erfüllt den Wunsch, die wirkliche Situation so abzuändern, daß das Kind denen befehlen kann, die jetzt ihm befehlen.« (Jones.) In dieser »Generationsumkehrungsphantasie«, wie Jones sie nennt, wird die vergangene und die zukünftige Generation zu einer Einheit verschmolzen.

Nun dürfen wir auch zur zweiten Hypothese Frazers zurückkehren: der Kindesmord ist ein Gott gezollter Tribut. Wir haben früher dargetan, daß diese religiöse Zeremonie den Wert einer psychischen Reaktionsleistung besitze, daß sie den erzürnten Vater durch das Opfer des Kindes versöhnen will. Wir dürfen nun aus dem Vorhergehenden den Schluß ziehen, daß eine solche Zeremonie ursprünglich durchaus nicht mit der Ausübung des Kindesmordes verbunden war — wahrscheinlich fällt diese ihrem Anfange nach vor dem Entstehen jeder Religion. Der Kindesmord war ursprünglich vielmehr nichts anderes als die Realisierung und Aktivierung der feindseligen Wünsche des Sohnes gegen den Vater, den er in seinem Kinde wiedergeboren glaubte. Die unbewußte Motivierung

[1] Die Bedeutung des Großvaters für das Schicksal des Einzelnen. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. 1913, Heft 3.

der Wünsche, welche auf den Kindesmord abzielen, ist hauptsächlich in der Vergeltungsfurcht (dem eigenen Vater gegenüber) zu suchen. Nach diesem Morde erst erwachte die Reue und das Verlangen, das begangene Verbrechen zu sühnen, bemächtigte sich des Primitiven. Auch in dieser Opferszene ist wie bei dem Totemopfer[1] der Vater zweimal enthalten. Die Ermordung des Vaters (im Kinde) hat die feindseligen Gefühle befriedigt, die Darbringung des Opfers bedeutet den Sieg der zärtlichen Gefühle. Das Sühnopfer des Kindes erweist sich also als ein Kompromißausdruck, indem es »dem Vater die Genugtuung für die an ihm verübte Schmach in derselben Handlung bietet, welche die Erinnerung an diese Untat fortsetzt[2]«. Die religiöse Opferung des Kindes ist sicherlich später als die völlig unreligiöse Ermordung, die, wie wir annehmen können, einst allgemein war. Wie beim Totemopfer entspricht auch hier die zweifache Anwesenheit des Vaters zwei Bedeutungen, die einander zeitlich ablösen: der Vater ist zuerst das Opfer selbst, hernach derjenige, welchem das Opfer gebracht wird.

Wir dürfen es nun wagen, die so bedeutsame Hypothese, welche Freud von den Vorgängen in der Urhorde gegeben hat, fortzusetzen. Nach der Ermordung des Vaters, welche das wichtigste Ereignis der primitiven Entwicklung, vielleicht der Menschheitsentwicklung, ist, wurde der Bruderclan gebildet. Nachdem die Inzestablösung gelungen war — auf welchem Wege dies geschah, bleibe hier unerörtert — nahm jeder der Brüder (ein oder) mehrere Weiber. Das Kind, das diesem neuen Bunde entsproßte, weckte in seinem Vater die Erinnerung an jene Untat, denn es war der Erfolg der Übertretung des väterlichen Verbotes und machte den Sohn selbst zum Vater. Sein Schuldbewußtsein setzte sich in die Vergeltungsfurcht um. Die Erinnerung an den Vater fand ihren primitiven Ausdruck in dem Glauben, der eben angekommene Junge sei der Vater selbst, der gekommen sei, Rache an seinem Mörder zu nehmen. Denn wie sonst kam ein fremdes und sonderbar kleines, lebendiges Wesen in seine Behausung? (Über den Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Geburt hatten die primitiven Menschen die noch bei unseren heutigen Kindern fortlebenden infantilen Sexualtheorien.) Wer anders konnte dieses unheimliche Wesen sein, als der dämonische Vater, dessen Erinnerung beständig in dem schuldbewußten Sohne lebte? Nun aber wehrte sich der Sohn seines Lebens und verteidigte sein Besitztum, das Weib, das ihm der kindgewordene und wiederauferstandene Vater nehmen wollte: von Vergeltungsfurcht getrieben, tötete und verzehrte er noch einmal den unsterblichen Vater. Die Reuegefühle und die reaktiv verstärkte Zärtlichkeit stellten sich bald ein, doch die Ambivalenzspannung bleibt bestehen und noch in der religiösen Opferung der Kinder wird das Verbrechen des Vatermordes wiederholt. Die Vatersehn-

[1] Freud, Totem und Tabu, p. 138.
[2] Freud, Totem und Tabu, p. 131.

sucht stellte sich wieder wirksam ein und bei den späteren Kindern — oder bei den Kindern einer späteren Generation — kam es zu schweren seelischen Konflikten zwischen den feindseligen und zärtlichen Impulsen gegen den im Kinde wiedergeborenen Vater. In diesem von der Ambivalenz geführten Ringen siegte die Zärtlichkeit und drängte die feindselige Regung ins Unbewußte. Die späteren Kinder werden geschont. Im Laufe der Entwicklung kam es dazu, ein Tier dem Kinde als Ersatzopfer vorzuziehen. Doch die unbewußten Impulse führten die Primitiven immer wieder in Versuchung, den alten Vatermord und die Vereinigung mit dem Vater durch Töten und Fressen des Kindes, dessen Surrogat das Totemtier war, zu vollziehen. Das Verbot wurde verschärft und ausgedehnt; es wurde schließlich so weit verschoben, daß auch die Tötung der Tiere in der Zeit des Vaterwerdens dem Verbot unterlag. Hier erblicken wir den Ursprung der Maßregeln der diätetischen Couvade. Wir sind, von anderen Voraussetzungen ausgehend, zu dem Resultate der Freudschen Totemtheorie gelangt, welche im Totemtiere ein Vatersurrogat erblickt. Wir werden auch nicht zögern, nun mit Lafitau anzunehmen, daß in der diätetischen Couvade eine Erinnerung an die Erbsünde — den Vatermord — vorliegt, und daß ihre Maßregeln wirklich Sühnecharakter tragen, da sie sich sämtlich als Reaktionen auf den Impuls zur Vatertötung erkennen lassen[1]. Freilich ist dies nicht etwa so zu verstehen, daß das Opfer des Kindes ursprünglich ein Versöhnungsversuch der Gottheit war. Wir glauben gezeigt zu haben, daß der Kindesmord dem Kindesopfer zeitlich und psychologisch vorausgeht, und daß in ihm nicht ein Sühneakt, sondern eine von Vergeltungsfurcht und Vatersehnsucht diktierte Handlung war, welche durch das Verzehren des Vaters zugleich die Besiegelung der Stammesgemeinschaft bedeutete. Wir können noch verfolgen, wie die Opferung der Kinder allmählich der Opferung des Totemtieres wich. So opferten noch die Russen unter Svatoslav nächtliche Todesopfer bei Dorostolum am Ister, indem sie Hähne und Säuglinge erwürgten und sie dann in den Wogen des Stromes versenkten[2]. Die Wöchnerin in Südtogo nimmt, sobald sie sich wieder vom Bett erheben kann, ein Huhn, wischt damit den Körper des Neugeborenen ab und bringt es dann als Opfer dar[3]. Abraham opfert auf göttliches Geheiß als Stellvertretung seines Sohnes Isaaks, einen Widder[4]. Scheftelowitz[5] zitiert in seinem oben erwähnten Buche das Verbot, das der im dreizehnten Jahrhundert in Barcelona lebende Rabbiner Salomon Ben-Aderet gegen

[1] Die vorliegenden Erklärungen lassen mit aller nur wünschenswerten Schärfe erkennen, daß der Opferbegriff C. G. Jungs in seinen »Wandlungen und Symbolen der Libido« (Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen. IV. Bd. 1912) ein unhaltbarer ist.

[2] Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 1914, p. 326.

[3] J. Spieth, Religion der Eweer. 1912, p. 229.

[4] I. Moses, 22, 13.

[5] Scheftelowitz, Das stellvertretende Huhnopfer, p. 32.

das stellvertretende Huhnopfer in seiner Gemeinde erließ[1]: »Dieser Brauch war in unserer Stadt verbreitet nebst anderen ähnlichen Bräuchen, wie z. B. folgender: Man schlachtet einen alten Hahn als Sühne für einen neugeborenen Knaben und schneidet seinen Kopf ab und hängt den Kopf mit seinen Federn am Eingang des Hauses zusammen mit Knoblauch auf, was ich für heidnisch halte und daher verboten habe«[2].

Wir sehen also, wie das Totemtier an Stelle des Vaters und des neugeborenen Kindes tritt. Das Verbot der diätetischen Couvade, Tiere zu töten und zu essen, ist die Wiederholung des Totemverbotes, den Vater — und als seinen Revenant haben wir das Kind erkannt — zu essen und zu töten, so wie der Kindesmord eine Wiederholung des Vatermordes war. Die Erneuerung verdankt der aktuellen Situation das Verbot des Vaterwerdens, in welcher Erinnerungsspuren an die Urwünsche der eigenen Kindheit wachgerufen werden und in der sich eine mächtige Vergeltungsfurcht bemerkbar macht. Die Völker haben also nur scheinbar eine absurde Behauptung aufgestellt, wenn sie sagen, daß die Tötung eines Tieres durch den Vater dem Kinde Schaden und sogar Tod bringt, da ja dieses Tier das Kind selbst darstellt. Nun verstehen wir auch das Fastenverbot, das sich ursprünglich nur auf das Fressen des Kindes bezog. Wir werden auch in der gemeinsamen Mahlzeit, welche der Stamm oder die Familie nach der Geburt eines Kindes veranstaltet, den Rest einer alten Totemmahlzeit erkennen können.

Wir haben behauptet, daß die primitiven Völker im Tiere nicht nur ein Surrogat für das Kind, sondern auch für den Vater sehen und — wie aus der Analyse der diätetischen Couvade und des Seelenwanderungsglaubens hervorgeht — zu gleicher Zeit sehen. Die Neurotiker zeigen manchmal dieselbe Anschauung. Der Traum, welcher dem primitiven Seelenleben so nahe steht, kennt dieselben Identifikationen. Ich verdanke Dr. Karl Abraham (Berlin) die Mitteilung zweier Träume, deren Analyse folgendes Resultat ergab: Die Katzen im Traume einer Patientin waren Ersatzobjekte für ihre Eltern. Einen Monat später träumte die Patientin einen Traum, in welchem sie sich selbst als Katze darstellte, die ein kleines Kätzchen bei sich hatte. Ein Hund im Traume einer neurotischen Patientin bedeutete zu gleicher Zeit den Vater, den Träumer und dessen Kind. E. Weiß hat kürzlich in einer Traumanalyse eine ähnliche Identifizierung aufdecken können[3].

---

[1] In seinem Werke Šeelot utešubōt, Wien. 5572 Bl. 47 a § 395.

[2] Ich muß es mir hier versagen, auf die Ritualmordfrage bei den Juden einzugehen, werde aber an anderer Stelle darauf zurückkommen.

[3] »Totemmaterial in einem Traume.« Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse. Märzheft 1914. Man vgl. Talmud Gittin 57a; Berakot 57a: »Wer im Traum einen Hahn sieht, der wird bald einen Knaben haben, wer viele Hähne sieht, der wird viele Knaben haben.« Ein ähnlicher Glaube herrscht bei den Sundanesen. Wenn dort eine Frau von einem Huhn träumt, so wird sie bald ein Kind bekommen. (Globus 44, 349.)

Ich verfüge leider über keinen Fall, welcher genaue Analogien aus dem Seelenleben der Neurotiker zu dem psychischen Material der diätetischen Couvadegebräuche aufweist, doch zweifle ich nicht daran, daß andere Psychoanalytiker aus ihrer Praxis Fälle dieser Art anzugeben wissen. Es scheint mir dennoch nicht deplaciert zu sein, wenn ich hier an einer Dichtung, welche schon einmal Objekt psychoanalytischer Betrachtung war[1], gleichsam eine Gegenprobe zu machen versuche. Graf Ulrich in G. Hauptmanns »Griselda« weist manche Züge auf, welche ihn in die Nähe der primitiven Väter zu rücken scheinen. Er zeigt keinen Funken natürlichen Vatergefühls, versichert die Baronin, und soll sogar Maßnahmen getroffen haben, um den Neugeborenen ohne Wissen der Mutter beiseite zu schaffen. Es erinnert an die Anschauungen, welche wir bei Menschen der Urhorde vermuteten, wenn er ausruft: »Was heißt das? Warum gebiert sie? Ich will keinen Sohn! Ich hasse das Kind im Mutterleib. Sie ist mein. Ich habe die Katzen vergiften lassen, weil sie sie streichelte. Soll ich mir eine fremde Kröte gezeugt haben, die ihr das Blut aus den Brüsten saugt?« Die Gräfin Eberhard behauptet, Ulrich sei so erbost auf das noch ungeborene Wurm, »als ob er in einer andern Welt einen unversöhnlich blutigen Span mit ihm gehabt hätte«. Wir werden an die primitive Seelenwanderungstheorie denken, wenn wir die Feindschaft des Grafen so auf den Kampf mit dem Kinde »in einer andern Welt« zurückgeführt sehen. Der Feind »in der andern Welt« ist in Wahrheit der Vater des Grafen und seinem Revenant, dem Kinde, wird nun der alte Haß zugewendet. Der Graf bestätigt das, wenn er auf die verwunderte Frage des Arztes, in welchen Anschauungen und unter welchen Lehrern er wohl groß geworden sei, antwortet: »Meinethalben bei einem Eber, der seine Jungen frißt.« Wie eine Wiederkehr des Totemismus und des Kindesmordimpulses beim Neurotiker erscheint es, wenn Ulrich in der seelischen Spannung der Geburtsstunde ausruft:

»Mir würde am liebsten sein, irgend ein sogenanntes reißendes Tier wäre aus einer beliebigen Menagerie in der Nähe ausgebrochen.« Graf Heinz: »Ich schwöre Euch, daß er nicht weiß, wo er ist. Er lockert wahrhaftig an seinem Dolche.« Wie bei den primitiven Völkern wird auch bei dem Grafen die Tötung eines Tieres ein Ersatz für die Ermordung des gehaßten Kindes[2].

Wir glauben, daß uns die Vertiefung in die Vaterriten der Primitiven auch einige speziellere Auskünfte über die Couvadesitten

---

[1] Otto Rank, »Der Sinn der Griseldafabel«. Imago 1912, Heft 1.

[2] Ich kann mir nicht versagen, hier auf ein Detail hinzuweisen, das reizvoll erscheint. Griselda will nur dann zum Schlosse zurückkehren, wenn ihr befohlen wird, als Magd die Treppen zu waschen. Es ist, als ob das Haus durch den Unwillen und die Begehrlichkeit des Mannes gegen sie unrein (Tabu) geworden wäre. Auch Graf Ulrichs Separierung von seiner Gemahlin bei und nach der Kindesgeburt bietet eine individuelle Analogie zu den Bräuchen unzivilisierter Völker; sie ist eine Art Couvade.

zu liefern imstande sein wird. Wir verstehen es nun besser, warum die Beschränkungen der Couvade besonders strenge beim ersten Sohne eingehalten werden, während bei den späteren Kindern eine Verringerung und Milderung der Verbote beobachtet wurde. Auch die Furcht der Primitiven, welche nach Frazers Behauptung zur Ermordung der Kinder führt, ist besonders stark beim ersten Sohne. Dies wird erklärlich, wenn wir mit Recht dieses Gefühl als Vergeltungsfurcht aufgefaßt haben: der erstgeborene Sohn wächst am frühesten heran und kann dem Vater durch seine Feindschaft und durch den der Mutter zugewendeten Inzestimpuls am ehesten gefährlich werden. Doch der Sohn ist ja ein Revenant des Großvaters; bei der Geburt des ersten Sohnes ist der primitive Mann meistens noch jung; die Haßregungen und die Erinnerung an die dem Vater zugewendeten bösen Wünsche sind noch lebendiger als in späterem Alter, da die Identifikation mit dem Vater immer intensiver gefühlt wird.

Noch ein anderes Detail der Couvade wird uns durch die Psychogenese der Vergeltungsfurcht verständlicher und erhält durch sie einen innigeren Zusammenhang mit dem unbewußten Seelenleben der Wilden: die Blutprobe bei den Karaiben und anderen Völkern.

Die Wunden, welche dem neuen Vater von seinen Freunden und Verwandten beigebracht werden, erweisen sich als Ersatz für die Kastration. Wir wissen, daß die Kastration ursprünglich die Strafe für den Inzest darstellt. Es ist so, als hätte der Mann durch das Vaterwerden den Inzest vollzogen. Wir verstehen das, wenn wir uns daran erinnern, daß die Situation der Kindesgeburt ihm die infantile Inzestkonstellation zur unbewußten Erinnerung gebracht hat. Rank hat viele Beispiele dafür gesammelt, daß Verstümmelungen und Verwundungen den Ersatz der Kastration[1] bilden. Wir brauchen nur auf die zwei Formen der Kronossage hinzuweisen, um hier dieselben psychischen Motive zu finden, die zu einer solchen partiellen Kastration treiben. Kronos schneidet seinem Vater, als sich dieser seiner Gattin zärtlich nähern will, die Zeugungsteile ab. Selbst Vater geworden, fürchtet er von seinen Kindern das gleiche Los, das er Uranos bereitet hat und verschlingt sie sofort nach der Geburt. Nach der orphischen Theogonie soll aber Kronos wirklich von Zeus, ganz wie Uranos von Kronos entmannt worden sein. Der Verdrängungsfortschritt hat es nun zuwege gebracht, daß in der dritten Generation die gleiche Szene durch eine Verwundung dargestellt wird: Zeus wird von Typhon an den Füßen geschwächt, indem ihm mit einer Sichel die Sehnen ausgeschnitten werden. Eine solche modifizierte Form der Entmannung stellt nun auch die Blutprobe bei den Karaïben dar, denn der Vater erleidet nun die Strafe

[1] Otto Rank, »Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage.« Kap. IX, 2. Wien und Leipzig 1912.

für seine Übertretung des väterlichen Sexualverbotes. Wir brauchen von unserer früheren Deutung, welche dahin ging, daß die Qualen des karaïbischen Vaters als Bestrafung seiner bösen Wünsche anzusehen ist, nichts zurückzunehmen; die neue Aufklärung ist vielmehr nur eine Vertiefung der alten: In Wirklichkeit wünscht ja der Mann dem Kinde — als Revenant des Vaters — das Glied abzuschneiden, weil er von der Furcht beherrscht ist, daß das neue Wesen ⟨sein Kind und sein Vater zugleich⟩ ihm sein Weib wieder nehmen könnte. Er hatte ja auch, als er klein war, gewünscht, dem Vater den Penis wegzuschneiden ⟨vgl. die Uranos- und Kronossage⟩. Als Bestrafung für diesen, einst den Vater geltenden Kastrationswunsch wird nun der Mann gleichsam seines Penis beraubt, muß er sich nun Wunden beibringen lassen. Es wird gewissermaßen die Übertretung des väterlichen Sexualverbotes nachträglich wieder gut gemacht, indem man zu jenem Mittel greift, dessen Anwendung, wäre sie früher erfolgt, die Übertretung unmöglich gemacht hätte. Ein Brauch, der bei den Boraus im südlichen Abessynien herrscht, scheint geeignet, unsere Auffassung zu stützen[1]: Die Kinder werden einem Luftgeiste, der Wak genannt wird, geopfert. Wenn unter den Boraus ein Mann heiratet, wird er ein sogenannter Raba und für eine bestimmte Zeit nach der Heirat, wahrscheinlich für vier bis acht Jahre, muß er alle Kinder, welche ihm geboren werden, für den Dämon im Busche hinterlassen. Wenn er aufhört, Raba zu sein, wird er beschnitten und ein Guda. Der Dämon hat nun kein Recht mehr auf die Kinder, welche nach des Vaters Beschneidung geboren wurden. Aber sie werden — aus Vorsicht — in frühem Alter weggeschickt und bei den Watas, einer niedrigen Jägerkaste, aufgezogen. Sie bleiben bei diesem Volke, bis sie aufgewachsen sind, und kehren dann zu ihrer Familie zurück. Frazer vermutet mit Recht, daß die Beschneidung in dieser Sitte ein Bußopfer darstellt, welches den Rest der Kinder von dem Dämon, dem sie sonst gehören würden, zurückkauft[2].

Wir erinnern uns, daß das Kind dem Wilden als die Wiedergeburt seines Vaters erscheint und so können wir es verstehen, daß er bei der Geburt, von unbewußter Vergeltungsfurcht und unbewußten Reuegefühlen beherrscht, nunmehr die Entmannung — oder ihren Ersatz, die Verstümmelung — an sich vollziehen läßt, als nachträgliches Zeichen des Gehorsams gegen den wiederauferstandenen Vater und als Selbstbestrafung, zu der ihn das Schuldbewußtsein wegen seiner einstigen Wünsche treibt.

Es scheint uns nun wirklich, als hätten jene Forscher Recht, welche behaupten, daß die Couvade einen Markstein in der Menschheitsentwicklung bedeutet. Denn sie ist gleichsam die Marke, an

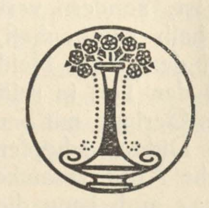
---

[1] Frazer, The golden Bough. Third Edition, p. 168 ff.

[2] Auch die jüdischen Überlieferungen nötigen zu dem Schlusse, daß die Beschneidung ein Kastrationssymbol ist.

welcher der Sieg der zärtlichen Regungen für Weib und Kind auf einer bestimmten Kulturstufe erkannt wird. Sie zeigt uns, daß die unbewußte Identifikation mit dem eigenen Vater nun eine dauernde zu werden beginnt und daß die Zärtlichkeit für ihn die Vergeltungsfurcht so erfolgreich unterdrückt hat, daß die Sorge um die neue Generation nun zum zentralen Punkt im väterlichen Gefühlsleben wird. Das bedeutet aber ein Stück Resignation auf eigene Triebbefriedigung, wie es das Aufsteigen zu jeder höheren Kulturstufe bedingt. Es bedeutet zugleich, daß der Vater in diesem Aufgeben eigener Ansprüche die verloren gegangene Befriedigung im Einfühlen in seinen Sohn findet.

Wenn es erlaubt ist, diese Arbeit heiter ausklingen zu lassen, so würde ich mich der Behauptung getrauen, daß in den halbzivilisierten Völkern, welche die Couvade ausüben, ein Schimmer jener Erkenntnis lebt, die wir (frei nach Wilhelm Busch) so formulieren können: Vater sein ist nicht schwer, Vater werden dagegen sehr.



# Das Thema »Tod«.

Von HANNS SACHS (Wien).

Der Poesie so wenig wie der Religion ist die Vorstellung des Todes je fremd geblieben. Sie hat den Auflöser aller Verwicklungen und Knoten, der Bestrafer und Beseliger zugleich ist, den Zielpunkt, von dem aus ein Lichtstrahl selbst auf das ärmlichste Dasein zurückfällt, nie entbehren können. Doch hat Thomas Mann in seiner Novelle »Der Tod in Venedig« von dem uralten Vorwurf einen neuartigen Gebrauch gemacht, der ihn wohl dazu berechtigt, seinen Namen als Titel voranzustellen, als wäre er der Held seiner Erzählung.

Dieses Neue liegt in zwei Besonderheiten des Werkes, die sich gegenseitig bedingen. Die eine, daß der Tod nicht nur als thematischer Endpunkt erscheint, bei dem anlangend das Farbenspiel des Lebens erlischt, sondern als Thema selbst, das wie ein anderes gleich zu Beginn, nach kurzer Einleitung auftritt, dann kunstvoll durch alle seine Formen und Möglichkeiten hindurch variiert und entwickelt, mit einem Gegenthema verschlungen und zum Schluß zu seiner mächtigsten Entfaltung gesteigert wird. Zweitens, daß der Tod darin gestaltet auftritt und seine Rolle spielt — der Tod, nicht das Sterben; er gibt nicht nur den Grundton der Stimmung an, die über das ganze Werk ausgegossen ist, sondern verkörpert sich auch in einer Reihe von Figuren, die halb schattenhaft, halb wirklich durch die Erzählung gleiten und mit denen der Held nacheinander in Beziehung tritt. Dies nun, daß der Tod in seine Maske nicht nach dem überkommenen Vorbild als Gerippe mit Sense und Stundenglas eingekleidet, sondern nach des Dichters schöpferischem Ermessen geformt wurde, kann nirgends mehr Aufmerksamkeit verdienen als bei den Schülern der Psychoanalyse; auch kann die Frage, ob der Versuch gelungen ist, von niemandem in so sachverständiger Weise beurteilt werden als von jenen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die Gesetze der symbolischen Darstellung beim nächsten Nachbar des Künstlers, beim Träumer, zu erforschen.

In unserem Falle war es überdies des Dichters bewußter Wille, einzelnen Vorgängen der Novelle den Charakter des Traumhaften zu verleihen. Nach den Voraussetzungen der Psychoanalyse führt dahin nur ein Weg: die Technik des unbewußten Denkens, die der schöpferischen Phantasie von ihrer Entstehung aus dem Unbewußten her anhaftet, nicht in so weitem Maße durch das bewußte, dem Realitätsprinzip angenäherte Denken zu ersetzen, als es die sekundäre Umarbeitung zum Kunstwerk sonst erfordert, sondern sie in vielen Punkten bestehen zu lassen und sich ihrer Eigenart unterzuordnen. Wir wollen versuchen, Einblick zu erlangen, ob Thomas Mann diesen Weg gegangen ist.

Die erste Larve, in welcher der Tod den Schriftsteller Aschenbach

umschleicht, ist die des fremden Touristen, der in München am nördlichen Friedhof auftaucht. Hier soll zuerst das Thema anklingen, so daß der Leser die Nähe des Todes ahne, nicht errate. Der Fremde steht beim Portal des Friedhofs und nach den Regeln der Traumdeutung dient das Nebeneinander zur Darstellung innerer Zusammengehörigkeit; selbst für das unbefangenste Gemüt erhält die Gestalt eine unheimliche Färbung. Auch daß der Wanderer von der untergehenden Sonne bestrahlt wird, ist ein Zug, dessen symbolischer Wertung sich niemand ganz verschließen kann. Ein paar Andeutungen bringen die Figur des Volksglaubens, für den der Tod ein Toter, ein Knochenmann ist, entfernt in Erinnerung. »Erhobenen Hauptes, so daß an seinem hager dem losen Sporthemd entwachsenden Halse der Adamsapfel stark und nackt hervortrat, blickte er mit farblosen, rotbewimperten Augen, zwischen denen, sonderbar genug zu seiner kurz aufgeworfenen Nase passend, zwei senkrechte, energische Furchen standen, scharf spähend ins Weite.« »Seine Lippen schienen zu kurz, sie waren völlig von den Zähnen zurückgezogen, dergestalt, daß diese, bis zum Zahnfleisch bloßgelegt, weiß und lang dazwischen hervorbleckten.« Dazu stimmt auch der »kriegerische, gerade ins Auge gerichtete Blick« des Fremden und sein spurloses Verschwinden.

Ein Nebeneinander bedeutet innere Zusammengehörigkeit: gleich nach dem Anblick des Fremden taucht in Aschenbach die Reiselust auf und mit dieser verknüpft das Phantasiebild von der geilen Üppigkeit jener indischen Dschungeln, in denen die Cholerakeime ausgebrütet wurden. Bei einer Traumdeutung würden wir daraus schließen, daß Reise, Tod und überwuchernde Zeugungsbegierde aus dem Stamm derselben Grundvorstellung abzweigende »Komplexe« sind — nicht anders, als was der Dichter gefühlsmäßig erraten lassen wollte.

Die zweite Vermummung ist der geschminkte Greis, mit dem Aschenbach auf der Überfahrt von Pola nach Venedig zusammentrifft. Hier wird zuerst auf sonderbare und verhaltene Weise das Gegenthema angeschlagen, das einzige, das mit dem Tod harmonisch zusammenzuklingen vermag, die Liebe. Aschenbachs Leidenschaft ist eigenartig genug, denn der alternde Verfechter der strengsten Selbstzucht und sittliche Beschränkung verliebt sich in den schönen Knaben Tadzio. Dies ist wohl das erstemal in der deutschen Literatur, daß eine Liebe, deren Gegenstand demselben Geschlecht wie der Liebende angehört, geschildert wird: nicht als Perversion, Entartung oder psychologisches Kuriosum, sondern als natürliche und selbstverständliche Regung, die keiner Menschenseele völlig mangelt, wenn sie auch nicht mehr unverhüllt durch unseren Alltag schreiten darf. Das Anwachsen der Leidenschaft des Künstlers, der einsam, sohneslos von der Lebenshöhe abwärts schreitet, vom ersten, scheinbar auf das Ästhetische beschränkten Wohlgefallen bis zur ungeheuerlichen und schrankenlosen Passion ist so meisterlich dar-

gestellt, daß das Buch für die Psychoanalyse die wertvollste Bestätigung bedeutet. Ihre Thesen von der Allgegenwart der unbewußten Homosexualität und den Voraussetzungen ihres Anschwellens über die Bewußtseinsschranke hinweg sind darin in Poesie, d. h. in Lebenswahrheit auf höherer Stufe aufgelöst.

Die Psychoanalyse verdankt die meisten Gegner der Behauptung, daß auch jene vorzugsweise wegen ihrer »Reinheit« als verehrungswürdig geltenden menschlichen Beziehungen auf einer Grundlage aufruhen, die trotz aller Verästelungen unseres Kulturbewußtseins unverwüstlich die volle Stärke und Leidenschaft des Sexualtriebes bewahrt. Wer im Dienste dieser Wissenschaft die ungeheueren Leistungen kennen gelernt hat, die durch die soziale Verwendung erotischer Triebkräfte sowohl im Seelenleben des Einzelnen wie in der Menschheitsentwicklung vollbracht werden, kann sich dem allgemeinen Urteil, daß die Männerfreundschaft oder das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern durch die Beimischung erotischer Gefühle entweiht werde, nicht mehr anschließen. Nicht auf das »woher« kommt es an, sondern auf das »wohin«, und wenn die von Thomas Mann geschilderte Leidenschaft verdammenswürdig ist, so ist es nicht wegen ihres Ursprunges aus der Homosexualität, sondern deswegen, weil sie nach und nach alle Verfeinerungen und Sublimierungen niederreißend die Seele des ihr Verfallenen auf das rohe Ursprungsniveau primitiv-sexueller Wünsche hinabdrängt.

Zur Vorbereitung des neuen Themas gehört es offenbar, daß der betrunkene Alte Zweideutiges von Aschenbachs »Liebchen« lallt. Weit wichtiger ist aber die Gesamtheit der Figur mit dem Rahmen, der sie einschließt, denn der widerliche Greis ahmt die Gebärden, die Tracht und das Antlitz der Jugend doch nur darum nach, um mit den frischen Burschen in vertraulichem Beisammensein leben zu können, die denn auch »ohne Widerwillen seine neckischen Rippenstöße erwiderten«. So ist der Alte, ohne daß dergleichen irgendwie ausgesprochen wäre, in eine Atmosphäre bewußter oder unbewußter gleichgeschlechtlicher Liebe gehüllt; so verwandelt sich dann auch später Aschenbach, von der Liebe zu Tadzio ins Maßlose hingerissen, in seine Gestalt.

Der unheimliche Gondolier hat die kurz aufgeworfene Nase und das entblößte Gebiß des Touristen. Die Fahrt in der sargähnlichen Gondel möge ewig währen, wünscht Aschenbach. »Selbst wenn du . . . mich hinterrücks mit einem Ruderschlag ins Haus des Aides schickst, wirst du . . . mich gut gefahren haben.« Der Tod als Fährmann erweckt als zwingende Assoziation den Charon der Griechen. Hier ist es ein besonders feiner Zug, daß der Gondolier seinen Fahrgast umsonst, ohne Entlohnung zu empfangen, übersetzt, während nach antikem Aberglauben dem Toten ein Obolus ins Grab mitgegeben werden mußte, um den Fährmann über das stygische Gewässer zu bezahlen. Diese Darstellung durchs Gegenteil, die übrigens zugleich an das Sprichwort: »Umsonst ist der Tod«

zu erinnern weiß, ist ein der Traumdeutung durchaus geläufiges, typisches Ausdrucksmittel des Unbewußten.

Nun tritt Tadzio auf den Plan und damit setzt das Liebesthema rauschend und gewaltig ein, die Todesstimmung teilweise in den Hintergrund drängend. Den Fluchtversuch, den Aschenbachs Selbsterhaltungstrieb und sittlicher Wille beschließen, weiß sein Unbewußtes planvoll zu durchkreuzen; es wendet eine jener feinen Tücken an, die das Walten des Zufalls so vortrefflich nachzuahmen wissen, daß bis vor kurzem nur die Dichter ein besseres Wissen von dem wahren Sachverhalt besaßen. Diese vereitelte Flucht ist der erste Schritt, den das Unbewußte zur Herrschaft tut, die ihm nach und nach bis zur völligen Schrankenlosigkeit zufällt.

In Aschenbachs erster Erkrankung, die ihn zum Verlassen Venedigs zu bestimmen scheint, treten sich Tod und Liebe zunächst feindselig gegenüber, um sich dann später, je mehr der Firnis der bewußten Persönlichkeit verschwindet, auf das innigste zu vereinen. Denn die Choleragefahr, das geheime Sterben, das in den schmutzigen Gassen und Lagunen um sich frißt, vereinsamt den Lido, macht ihn zu einer Stätte jenseits der Welt und ihrer Ordnungen, wo auch das Undenkbare möglich zu werden scheint. »Das Bild der heimgesuchten und verwahrlosten Stadt, wüst seinem Geist vorschwebend, entzündete in ihm Hoffnungen, unfaßbar, die Vernunft überschreitend und von ungeheuerlicher Süßigkeit. Was war ihm das zarte Glück, von dem er vorhin einen Augenblick geträumt, verglichen mit diesen Erwartungen? Was galt ihm die Kunst und Tugend gegenüber den Vorteilen des Chaos?«

Es darf weder als Zufall angesehen, noch auch ausschließlich aus dem aktuellen Anlaß erklärt werden, wenngleich dieser das willkommene Material bot, daß die Krankheit, der sich Aschenbach überliefert, gerade die Cholera ist, von der sich die Vorstellungen von Kot- und Darmentleerung nicht trennen lassen. Nicht zufällig ist auch die Betonung ihrer durch Schmutz und Unrat begünstigten Ausbreitung, der »umherliegenden Abfälle« und des Geruches nach »verdächtiger Reinlichkeit«, der ihre Anwesenheit verkündet. Bei der Geschichte einer gleichgeschlechtlichen Liebe pflegt die Psychoanalyse ebendas regelmäßig aufzudecken, worauf durch diese Einzelheiten hingedeutet wird — nämlich die aus den Kindheitstagen stammende, seither unsichtbar gewordene, verdrängte oder veredelte Anal-Erotik. Eine derartige Verwandtschaft, die irgendwo in der Tiefe von Aschenbachs Liebe besteht, wird auch unumwunden ausgesprochen: »So empfand Aschenbach eine dunkle Zufriedenheit über die obrigkeitlich bemäntelten Vorgänge in den schmutzigen Gäßchen Venedigs — dieses schlimme Geheimnis der Stadt — das mit seinem eigenen Geheimnis verschmolz.« Daß die Stadt ihre Krankheit »aus Gewinnsucht verheimlicht«, ist für diesen Zusammenhang gewiß nicht bedeutungslos.

Man darf hier daran erinnern, daß die Leidenschaft Aschen-

bachs neben diesem brutalen und erniedrigenden auch ein anderes, rührendes, fast erhabenes Antlitz zeigt. Die Erzählung betont ausdrücklich, daß ihm aus seiner kurzen Ehe, in der er seine ganze Zärtlichkeit nicht verausgaben konnte, eine Tochter zurückblieb, kein Sohn. Der immer mehr Vereinsamende, durch zunehmendes Alter und den anspruchsvollen Dienst der Kunst von Frauenliebe Ausgeschlossene wäre von dem Ansturm der gleichgeschlechtlichen Liebe nicht besiegt worden, wenn er sie in väterlicher Zärtlichkeit einem geliebten Sohne gegenüber hätte umwandeln dürfen. Tatsächlich unternimmt er auch Tadzio gegenüber einen Versuch, sich eine solche Einstellung zu erobern, der aber, zu spät unternommen, mißlingt, weil sein Empfinden schon zu viel Harmlosigkeit verloren hat.

Daß Tadzio die ideale Sohnesgestalt ist, verrät sich dadurch, daß er, im Gegensatz zu seinen Schwestern, als das verwöhnte Lieblingskind behandelt wird; die Zärtlichkeit, die sich Aschenbach versagen muß, wird ihm von seiner Mutter gespendet. Aus diesem Gefühl heraus wird es auch jeder Leser als zwingend empfinden, daß der Platz von Tadzios Vater freibleiben mußte, so daß seiner in der Novelle nicht die leiseste Erwähnung getan wird.

Noch einmal tritt der Tod verlarvt hervor, als neapolitanischer Volkssänger, die letzte Maske ganz ähnlich der ersten, des fremden Touristen: »Dem weichen Kragen des Sporthemdes . . . entwuchs sein hagerer Hals mit auffallend groß und nackt wirkendem Adamsapfel.« Bleich, rothaarig, stumpfnasig und mit zwei drohenden Furchen zwischen den Brauen erscheint er wie damals in München. Der Karbolgeruch, den er ausströmt, und seine tückischen Wendungen in dem Gespräch über das Übel in Venedig lassen ihn als Bote der Seuche erscheinen, durch den sie ihre nahe Ankunft ankündigen läßt.

In dem Traum, der nun folgt, vermählen sich Tod und die sinnlichste Liebe zu wütend enger Gemeinschaft; kein Zweifel bleibt mehr möglich, daß der Träumer sich beiden zugleich als Opfer hingegeben hat.

Daran reiht sich die Szene der künstlichen Verjüngung beim Friseur. Aschenbach vertauscht im Taumel seiner, alle Grenzen verlierenden Leidenschaft seine eigene Erscheinung gegen jene des alten Stutzers von Pola. Da der Alte eine der Inkarnationen des Todes ist, bedeutet das nichts anderes, als daß sich der Betörte freiwillig in die Livree des Todes kleiden läßt. Damit ist er ihm ganz verfallen, es bleibt nur mehr der letzte Schritt, ins Grab hinein, zu tun übrig.

Auch hier finden einige Darstellungsmittel, die dem Traum eigentümlich sind, wirksame Anwendung, so vor allem die »Verkehrung ins Gegenteil«: das Anheimfallen an den Tod wird durch die Verjüngung, durch das geglückte Bestreben, blühend und liebenswert zu erscheinen, ausgedrückt; im Gegensatz zum Schwarz der Trauer, welches bloß durch das am Todestag im Winde flatternde schwarze Tuch eines verlassenen photographischen Apparates vertreten ist,

steht die Heiterkeit der Farben. Das bunte Strohhutband und die Krawatte in der Farbe der Liebe und des Lebensblutes sind noch in anderer Beziehung merkwürdig: durch diese beiden allerkleinsten Details wird das Wichtigste, die Identität des verwandelten Aschenbach mit dem Alten, dargestellt und dies ist wiederum ein für die Traumtechnik höchst charakteristischer Zug. Die Verschiebung vom Wesentlichen auf das Unwesentliche dient dem Traum besser als alles andere zur Verhüllung seines ursprünglichen Sinnes und deshalb ist es besonders wertvoll, wenn uns ein Kunstwerk die Feststellung dieses merkwürdigen und viel bezweifelten Mechanismus gestattet.

Eine rote Krawatte, das wird mehrfach erwähnt, trägt auch Tadzio. Sollte dieses Detail bei ihm bedeutungslos sein? Wenn nicht, dann müßte es auf irgend eine Zugehörigkeit zu dem unheimlichen Kreis der Gestalten des Todes hinweisen. Der schöne Knabe ist bleich und kränklich, wie Aschenbach meint, ein Todgeweihter, und am letzten Vormittag liegt er eine Weile atemberaubt, wie entseelt im Sande. Tot sein, das kann im Traum und Volksglauben heißen der Tod sein. Bei allen den Vermummungen, die der Tod bisher gewählt hat, waren die Zähne besonders merkwürdig und eingehend geschildert, die starken Hauer des Touristen, das falsche Gebiß des Alten, die zusammengepreßten Zähne des Gondolier und die gelben Stummeln des Volksängers. Auch bei Tadzio erwecken gerade die Zähne Aschenbachs Aufmerksamkeit und genaue Betrachtung, er findet sie »zackig und nicht recht erfreulich« und schließt von ihrer Beschaffenheit auf das frühe Ende des Geliebten. Das Haupt des Schönen wird mit dem antiken Eros verglichen, und wir wissen bereits, daß sich in der Sprache des Dichters Liebe mit Tod übersetzen läßt. Ist doch auch fast in allen Mythologien, die aus derselben Seelenquelle schöpfen wie der Dichter, die Gottheit der Liebe gleichzeitig Todesgottheit.

Was wir aus solchen kleinen Zügen mühsam erschlossen haben, daß Tadzio, der Vertreter des Gegenthemas, der Liebe, auch gleichzeitig in den Kreis des Todes gehöre, spricht der Gang der Handlung mit vollendeter Deutlichkeit aus. Ist er es doch, der Aschenbach in Venedig fesselt, ihn mit dem Zauber seiner Schönheit betäubt und in den Untergang lockt. Er ist also die wesesentlichste Verkörperung des Todes, freilich jenen anderen, fratzenhaften und grauenerregenden, ganz unähnlich, vielmehr lieblich und ruhevoll, wie die Alten den Tod gebildet. Am Schluß wirft er dann den letzten Schleier, in den sein eigentliches Wesen noch gehüllt war, von sich und steht vor dem Verscheidenden als Psychagog, der seine Seele in den Hades hinabruft. So vereinigen sich am Ende des Weges die beiden feindlichen Themen zu einem volltönigen und rauschenden Akkord.

□ □ □

# Vom wahren Wesen der Kinderseele.

Redigiert von Dr. H. v. HUG-HELLMUTH.

## Kinderbriefe.

Mitgeteilt von Dr. H. v. Hug-Hellmuth.

Die starke Abneigung so vieler Erwachsener gegen das Briefschreiben ist in allen Gesellschaftsschichten so weit verbreitet, daß wir mit gutem Rechte nach allgemein giltigen tieferen Ursachen forschen dürfen, für welche die Überlastung des Mannes im Berufsleben, der Zeitmangel der Frau infolge häuslicher, gesellschaftlicher oder beruflicher Pflichten bloß bequeme Deckmäntel sind. Der Widerwille, der mit einem Male schwindet, wenn sich die Erotik zum Worte meldet, der mächtig anschwillt, sobald die Liebe im weitesten Sinne des Wortes schweigt, wurzelt tief in der Seele der meisten. Seine Motive liegen weit zurück in der Kindheit, in jenen Jahren, da überhaupt Vorliebe und Abneigung, die später das Leben in fast unerklärlicher Weise beherrschen, als oft kaum merkliche Reaktion auf die Erziehung und das Milieu sich entwickeln.

Bis in die Schulzeit zurück läßt sich die Abneigung gegen das Briefschreiben verfolgen. Keine Unterrichtsstunde ist dem Kinde auf frühen und späteren Lernstufen so unerquicklich und ehrlich verhaßt als die Aufsatzstunde, in der sich der Lehrer — in der Regel mit wenig Erfolg — bemüht, den kindlichen Geist mit dem Geheimnis des Stils in Wunsch-, Dank-, Erkundigungs- und anderen Briefen bekannt zu machen, in denen der Schüler die Eindrücke einer wirklich erlebten oder gar fingierten Reise einem Freunde nach einem vorgegebenen Plane mitteilen soll, Briefe, in denen er nichts vom Essen und Trinken, das ihm vielleicht um der ungewohnten Genüsse willen das Köstlichste schien, von Mitreisenden, über die er sich etwa gar lächerlich gemacht, erwähnen darf, indes er getreulich Dinge berichten soll, die sein Inneres kalt lassen. Das Kind fühlt das Erzwungene eines solchen Briefes und schlürft in solchen Stunden die widerwärtige, nicht immer heilsame Arznei des bitteren Muß vielleicht deshalb unter stärkerem Mißbehagen als bei anderen Gelegenheiten der notwendigen Einordnung in das Schul- und Lerngetriebe, weil ihm gerade der »Brief« ein Privilegium auf freie Meinungsäußerungen zu sichern scheint. Bis das Kind die ersten von der Pflicht auferlegten Briefe mühsam und freudlos zusammenschweißt, hat es in der Regel längst den nervenaufregenden Kitzel genossen, der aus dem heimlichen Schreiben jener kleinen Zettelchen stammt, die der erwachsene Wiener noch in wohllüstig-gruselnder Erinnerung an seine Schulzeit kurzweg »Brieferln« nennt, jener Zettelchen, die er unter der Schulbank in steter Angst, erwischt zu werden, geschrieben, und die in ihrem Inhalte von der rührendsten Harmlosigkeit bis zu verbotener Begierde und Lüsternheit gehen. Und weil Eltern und Erzieher rückschauend in ihre eigene Kindheit sich recht gut des mitunter recht anstößigen Inhalts solcher Brieflein entsinnen, üben sie häufig auch an jenen Briefen ihre strenge Zensur, welche die Kinder daheim aus freien Stücken an abwesende Altersgenossen schreiben. Die Gepflogenheit, daß in vielen Familien die Korrespondenz der heranwachsenden Kinder mit Freunden von Vater oder Mutter überwacht und beargwöhnt wird, läßt die jungen Menschen freundschaftliche Beziehungen in der Ferne bald abbrechen. Noch mehr als für das gesprochene Wort verlangt das Kind für das geschriebene — sei es von seiner Hand oder an seine Person gerichtet — volle Freiheit hinsichtlich des Inhalts wie der Zeit.

Es ist eine grausame Einrichtung in vielen Erziehungsanstalten, daß die Wocheneinteilung an einem oder zwei Tagen eine Stunde für das Briefschreiben nicht nur festsetzt, sondern daß diese Zeit nicht anders genützt werden darf! Dies heißt vom Kinde mehr Selbstzucht zu verlangen, als der Erwachsene oft aufzubringen imstande ist. Einer der stärksten Gründe der Abneigung gegen das Briefschreiben liegt gewiß im Zwange; in seinen beiden Formen, dem direkten Befehle und der steten Überwachung, verleidet er dem Kinde dauernd, woraus es manch schöne Stunde gewinnen könnte.

Nun gibt es wohl auch Kinder, die in dieser Richtung keinerlei Nötigung erfahren, sei es, weil man sie für ein auferlegtes Briefzeremoniell noch für zu jung hält oder weil sie unter besonders vernünftigen Erziehungsmaximen aufwachsen. Und doch wollen auch sie, oft nach einer kurzen Epoche leidenschaftlichen Schreibeifers, der natürlich aus der Kindersehnsucht, »groß« zu sein, stammt und gewöhnlich am heftigsten dort auftritt, wo es sich um eine Nachahmung von Vater oder Mutter handelt, plötzlich vom Briefschreiben als einer lästigen Beschäftigung nichts mehr wissen. Woher dieser Umschwung, der sich nicht auf Einflüsse der Umgebung zurückführen läßt? Er ist, wie mir scheint, in einer gerade für sehr intelligente Kinder typischen Erscheinung begründet. Der Verstand eilt dem ungeschickten Fäustchen, das die Feder schlecht regiert, weit voran. Mein nun achtjähriger Neffe war ein leidenschaftlicher Briefschreiber, ehe er zur Schule ging. Mit der autodidaktisch angeeigneten Blockschrift schrieb er als Fünfjähriger Karten und Briefe mit großem Eifer; wenn die kleinen Finger begannen müde zu werden, hatte auch der leicht bewegliche Sinn schon andere Ziele gefunden und so empfand er die physische Ungeschicklichkeit nicht als Hemmnis. Anders jetzt, da seine Phantasie, seine Neugierde, seine Wünsche und Sehnsüchte weit seine Schreibfertigkeit hinter sich lassen; jetzt schreibt er »mündlich« viele Seiten lange Episteln, aber das schriftliche Ergebnis schrumpft auf einen kärglichen Umfang zusammen. Diesem »Briefschreiben in Gedanken« begegnen wir dann wieder bei vielen Erwachsenen, deren Phantasie weite Sprünge macht, indes die Kunst des Stiles ihnen fremd geblieben. Die zweite, wenn auch weniger bedeutsame Ursache des kindlichen Widerwillens gegen das Briefschreiben haben wir also in der ungleichen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten und der manuellen Fertigkeit zu erblicken. Sie schwindet allmählich mit der zunehmenden Geschicklichkeit des Kindes, die Feder zu regieren, und der Gewandtheit, die Gedanken in Worte zu kleiden.

Zweierlei nimmt unser Interesse an Kinderbriefen in Anspruch: der Inhalt und der Zeitpunkt, zu dem das Briefschreiben beginnt, sowie die besonderen Umstände, die das Kind späterhin zum Schreiben drängen.

Was die Zeit betrifft, in der das Kind freiwillig und wirklich »mit Freude die Feder ergreift«, läßt sich kaum etwas Allgemeines sagen. Nur das eine trifft regelmäßig zu: der erste Brief entsteht stets auf dem Wege der Nachahmung, sei es rein aus Liebe, sei es aus Eifersucht, der ja auch niemals ein gut Teil Liebe fehlt. Ein Kind mag noch so sehr an einem abwesenden Familienmitgliede hängen, es mag noch so viele Wünsche hegen, so wird es, in einer schreibfaulen Familie aufwachsend, niemals von selber einen Brief schreiben wollen. Es wird sich begnügen, immer wieder zu fragen, wann die geliebte Person zurückkehrt, es wird seine Wünsche oftmals im Tage bei den ihm für die Erfüllung geeignetst scheinenden Personen an den Mann zu bringen suchen, es wird vielleicht tagelang weniger Interesse für seine Spiele bekunden, aber der Gedanke, dem Abwesenden

ein Brieflein zu senden, Wünsche schriftlich kundzutun, fällt auch dem intelligentesten Kinde nicht spontan ein. »Biefscheiben« verlangen die ganz Kleinen und fordern ein »wirkliches« Briefpapier und Tinte und Feder, die Vater oder Mutter oft bei dieser Beschäftigung sehen; sie wollen sich mit ihnen aus Liebe identifizieren, oder sie werden auch in Identifikation und zugleich in mehr oder minder bewußter Trotzeinstellung gegen die Eltern, die beim Briefschreiben nicht gestört werden dürfen, zu diesem Tun dann greifen, wenn sie ihre Unabhängigkeit von der Umgebung ausdrücken wollen. Sobald dem kleinen Kinde diese Imitation nach seinem Ermessen gut gelungen, hat es sein Ziel schon erreicht, und häufig erlischt die neue Lust bald nach ihrem Auftauchen mit dem ersten Erfolg. Kinder mit acht bis neun Jahren setzen ihren Ehrgeiz bereits in andere Formen der Nachahmung Erwachsener. Manche Kinder beseelt während ihrer ganzen Lernzeit ein starker Hang zum Briefschreiben, erst jener kurzen Zettelchen, deren Hauptreiz nicht im Inhalt, sondern in der unpassenden Zeit der Niederschrift, den Schulstunden, liegt, dann jener langen Gefühlsergüsse, die oft Vorläufer der echten Liebesbriefe sind; als den oft einzigen Dokumenten einer tiefen seelischen Vereinsamung sollte sich ihnen das größte Interesse der Erzieher und Psychologen zuwenden.

Drei Kinderbriefe frühesten Datums, die mir zur Verfügung stehen, rühren von der Hand meines Neffen; er schreibt sie zu Beginn seines sechsten Lebensjahres, einer Zeit, da er der Schreibschrift noch unkundig, bereits fließend lesen konnte, in Blockschrift:

LIEBE TANTE HERMINE,

ES WÜNSCHT DIR DAS BESTE
ZU DEINEM NAMENSFESTE

MAXI DER HUNGERKÜNSTLER.

Wenige Wochen später erhielt ich folgende zwei Briefchen:

LIEBER HERMAN

HEUTE FRÜH GING ENDLICH MEIN LOSER ZAHN HERAUS. VORMIT. PATSCHTE ICH ANGEZOGEN, NACHMIT. NACKT IN DER WIEN HERUM. DAS IST FEIN.

EUER MAX.

LIEBE TANTEN, ICH BOHRTE MIT EINEM STOCK IN EIN WESPENNEST. DABEI TÖTETE ICH 5. DANN KAM EINE HERVOR UND STACH MICH IN DEN ARM DURCH DAS HEMD SOGAR. – ICH ESSE SCHON VIEL MEHR. DENN ICH HABE EINE SEHR GUTE KÖCHIN, DIE IST MEINE MUTTER. VIELE BUSSERLN VON

EUREM MAX[1].

(Diesem Briefe wurde eine Illustration des Wespenstiches beigefügt, damit »die Tanten sehen, wie die Wespe ihn gestochen«; den Stachel zeichnete er fast in der Größe der Wespe.)

---

[1] Die starke Identifizierung mit der Mutter läßt ihn schon bei den ersten Schreibversuchen stets fragen: »Mutter, wie schreibt man das?« Als Fünfjähriger setzt er seinen Stolz darein, keine »Schreibfehler« zu machen, während ihm jetzt im Alter von acht Jahren die Orthographie eines Wortes ganz gleichgiltig ist.

Diese frühzeitigen Schreibversuche sind keineswegs vereinzelt, sie finden sich besonders bei einzigen Kindern nicht selten, nur wird ihnen leider nicht die psychologische Würdigung zuteil, die sie verdienen.

Von noch stärkerem Interesse als der Beginn des kindlichen Briefschreiben ist der Inhalt der Briefe, zunächst jener, die aus der ersten Lernzeit — also aus dem achten bis ungefähr zum elften oder zwölften Jahre — stammen. In dieser Zeit lehnen sich die schriftlichen Mitteilungen streng an das reale Erleben des Kindes an; die kleinen Ereignisse des Alltags, von denen die junge Seele berührt wird, seine Spiele, seine Heldentaten und gelegentlich auch seine Vergehen liefern ihm den Stoff. Der kindische Egoismus spricht aus jeder Zeile in seiner narürlichsten und deshalb reizendsten Offenheit. Selbst auf der Glückwunschkarte, die Max selbstverständlich auf Aufforderung der Mutter geschrieben, weiß er durch die Betonung seiner geringen Eßlust durch die Unterschrift »Maxi, der Hungerkünstler» sein Persönchen in den Vordergrund zu stellen. Die beiden anderen Briefe aber enthalten einfach nichts anderes, als was sich auf ihn bezieht. Er verrät uns einen guten Teil seiner sexuellen Neugierde und seines Sadismus, die sich beide in dem Bohren im Wespennest äußern, er verrät seine Freude an der eigenen Nacktheit, seine Verliebtheit in die Mutter und die Schlauheit, mit der er sich erzwingt, daß sie für ihn koche.

Das rein gegenständliche Denken in der ersten Kindheit drängt den kleinen Briefschreiber zur Illustration seines Erlebnisses beim Wespennest. Der Nachdruck, mit dem er verlangt, der Stachel müsse in der Zeichnung recht gut zu sehen sein, erinnert ein wenig an den kleinen Hans, der an der Zeichnung der Giraffe selbst mit einem langen Strich den »Wiwimacher« hinzufügt. Auch der Stachel der Insekten erscheint den Kindern, zumal den Knaben, als Penis und dieses Interesse hat wohl auch bei der Zeichnung des Bildes mitgewirkt.

Der echte ungeschminkte Kinderbrief, auf den wie gemünzt Schillers Wort: »Der Brief hat Händ' und Füß' (Wallensteins Tod I, 5) paßt, wird von rein persönlichen Interessen diktiert. Das Kind kennt keine Phrasen, es versteht nicht die Worte glatt zu drechseln; es schreibt, was es denkt, fühlt und wünscht. Auch wenn es, wie wir später in den Briefen des neunjährigen Beppos ersehen, mit den konventionellen Forderungen bereits so vertraut ist, daß es fast jeden Brief an den Vater mit der stereotypen Frage: »Was machst du? Bist du gesund?« einleitet, so verrät doch der übrige, mehrere Seiten lange Inhalt, daß auch ihm, dem in den Höflichkeitsformen Bewanderten, doch seine eigenen Erlebnisse, Spiele und Wünsche das wichtigste scheinen. Vielleicht fühlt er die entzückende Vordringlichkeit, mit der er von sich spricht, gelegentlich peinlich und sucht den, wie er meint, ungünstigen Eindruck zu verwischen, indem er wiederholt am Schlusse des Briefes sich nochmals nach dem Befinden des Papas, der Tanten, der Großeltern usw. erkundigt.

Ich will aus der reichen, zwei Jahre umspannenden Korrespondenz des kleinen Beppos[1], die mir sein Vater in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte, nur diejenigen anführen, welche uns den tiefsten Einblick in das Gedanken- und Gefühlsleben des Knaben gewähren. In einem der

[1] Beppos Vater, Besitzer einer chem. Fabrik, sah sich infolge des plötzlichen Todes seiner Gattin und anderer schwerer Schicksalsschläge veranlaßt, seine beiden Söhne in Instituten unterzubringen.

ersten Briefe nach seiner Ankunft in einem Landeserziehungsheim bei Z . . . schreibt der damals Achtjährige[1]:

Liber Papa

wie geht es dir bist gesund ich werde dir das Schloss K. vorzechnen. (Hier folgt im Original ein reizendes Bildchen.) Bist du Krank oder Gesund ich möchte bei dir sein und ich sehne mich sehr das ich nicht bei dir Bin.

Dort ist ein Berg der heißt N . . . dort Bauen wir uns eigene Häuser dort hat jeder knabe ein eigenen garten am Berge N . . . ich aber nicht aber dafür habe ich mir ein Haus und bei den Haus mit 3 Knaben ein garten gebaut ale Buben haben das Haus gesehen ich möchte sehr bei den Grosseltern sein Es Grüß und Küßt euch 1000000000 mal

euer Lieber

Beppo.

Lieber Papa

Was machst du bist du gesund. Wen gehört jezt die Fabrik. Hast du fiel zu tuhn. fehlt dir gar nichts. Sind die andern Diener und die marie noch dort. oder Sind sie schon lengst fortgefahren. Wan geht der Papa nach R . . . und dann nach S . . . zum Leo[2] und dann nach Z . . . zu mir was macht unser gertner und sein son forgester war ein sehr Schlechtes wetter es hat sehr fil geregnet ich habe zu der Grosmema und zum Großpapa eine Schöne kart geschrieben was macht der Papa in L . . . hat der papa fil zu arbeiten ich denke dae nicht den den Papa gehört jezt gar nichts mer und der Schöne groẞe garten gehört den Papa auch nicht mehr warum hat der Papa die Fabrik ferkauft. der Schöne Teich ist auch verkauft.

Es grüst und küst dich 100000000 der

Beppo.

Ein Brief, den Beppo kurz vor Weihnachten nach Hause sendet, lautet:

Lieber Papa!

Was machst du? Bist du gesund? Was machen die beiden Tanten? Ich lerne hier Klavier spielen. Das Fräulein das mich lernt heißt Fräulein M. Gestern war Fräulein M. auch da. Ich muß erst um fünf Uhr üben. Gestern hat es ganz fil eis gegeben. Das Eis sah so aus wie eine scheibe. Bein Schloss hat es einen springbrunnen und in den springbrunnen hat es so fil Eis gehabt. Gestern hat Erni Walter und ich eis herausgezogen. wan komen die Großeltern nach B . . . kann ich zu Weihnachten nach Hause kommen? Bitte bald zum Leo und zu mir kommen.

Es grüst und Küst dich

1000000000

der

Beppo.

---

[1] In sämtlichen hier angeführten Kinderbriefen ist die vom Kinde gebrauchte Orthographie beibehalten.

[2] Leo ist Beppos fünf Jahre älterer Bruder und war damals in einer Erziehungsanstalt in S . . .

Ich muß es mir versagen, all die Briefe[1], in denen Beppo seine Sehnsucht nach Vater und Bruder, nach der gewohnten Atmosphäre des trauten Daheims, das durch den plötzlichen Tod der Mutter zerstört worden, ausspricht, in ihrem ganzen Umfange hier anzuführen, und beschränke mich darauf, nur noch einige Stellen zu zitieren:

In einem Weihnachtsbriefe an die Großeltern heißt es:

»Ich kann leider nicht zu euch kommen, denn es ist viel zu weit. Aber ich gehe vielleicht nach S . . . zum Leo. Ich möchte gern zu euch kommen aber ich kann nicht kommen. In S . . . ist es auch schön.«

Im Februar schreibt er an seinen Vater:

. . . »Der Leo hat mir geschrieben er werde mich jeden, oder jeden zweiten Sonntag besuchen. Ich freue mich schon, wenn der Leo mich besuchen wird. Besuchst du mich auch einmal? . .« und einige Wochen später:

. . . »Leo hat mich forforigen Sonntag besucht. Ich habe im alles gezeigt. Ist das wahr, das der Leo in April heim kann? Bitte besuche mich einmal. Kann Ich auch einmal heim . . . Heute habe ich Klavierstunde. Bei uns Spielen noch fiel mehr Klavier. Am Mittwoch haben wir Glanertorte bekommen. Am 20. März haben wir Osterferien und am 14. April müßen wir in V . . . einrücken. Kann ich in den Osterferien auch heim kommen? Heute hat Herr B. (der Inhaber des Instituts) gesagt, 20. März ist Ferienbeginn und 14. April in V . . . einrücken.

Es Grüßt und Küßt dich

1000000000000000000000

der Beppo.

Auch im zweiten Jahre seines Aufenthalts in derselben Anstalt ist die Sehnsucht, heim zu kommen zum Vater, nicht schwächer geworden. Sie bleibt die brennende Frage in all seinen Briefen, nur bedient er sich, um ein Jahr gereift im Ausdruck seiner Wünsche, manch reizender Symbolik. Er fügt seinen Briefen die Zeichnung eines Eisenbahnzuges bei, der die Aufschriften B . . . (Aufenthaltsort seines Vaters) — Z . . . trägt. In einer ganzen Serie von Briefen spielt das leuchtende Antlitz der Sonne eine Rolle, erst als einfache Scheibe mit ein paar Strahlen, dann mit Mund, Nase und Augen und endlich, da Papa noch immer nicht verstanden, die Sonne mit einem bärtigen Gesicht gleich dem des Vaters. Es ist kaum nötig, daß er das eine oder anderemal hinzufügt: »Jetzt wird es bald Frühling,« oder »Jetzt wird die Sonne bald heiß scheinen, dann sind Ferien,« d. h. dann komme ich heim zu meinem geliebten, schwer entbehrten Papa. Daß nach Beppos Meinung auch dieser seine Söhne schmerzlich entbehrt, darauf weist wohl die Stelle »Fehlt dir gar nichts« deutlich genug hin.

Wie tief Kinder es empfinden, von einem Elternteil getrennt zu sein, wie die Sehnsucht nach ihm zum Kernpunkt ihres unbewußten Seelenlebens wird, dies zeigen Briefe von Kindern, deren Eltern das Band der Ehe gelöst haben. Mein Neffe, dem auch die zärtlichste Mutterliebe die vermißte des Vaters nicht ersetzen kann, schreibt seit Jahr und Tag die liebevollsten Aufforderungen an seinen Vater, zu ihm zu kommen. Vor wenigen Wochen schrieb er:

---

[1] Ich behalte mir vor, diese Briefe mit zahlreichen anderen in Buchform zu veröffentlichen.

»Lieber Papa!

Am 12. fahren wir nach M . . . Vielleicht siehst du uns. Wenn du die Mutter noch kennst, können wir zusammen schpazieren gehn. Ich freue mich sehr. Ist es in M . . . schön? Ich bin dort geboren. Die Mutti hat die Pfotographie von dem Haus wo ich geboren bin. Es sind auch Berge in M . . . Wie ich 3 Jahre wahr, bin ich mit der Mutti und der Sch . . — Mamma auf der Hocheckalm gewesen. Herunter hat mich die Sch. . . — Mamma getragen.

Vielleicht siehst du uns also.

Dein

Max.

Ein kleines Mädchen, dessen Eltern auch getrennt leben, schreibt im Alter von acht bis neun Jahren an den Vater:

Lieber Papa! komm doch zu uns. Warum kommst du nicht. Alle Kinder haben einen Papa, der bei ihnen wohnt, nur ich nicht. Wir haben Platz, auf dem Diwan schlaft so niemand. Besuche uns bald, am Abend triffst du uns bestimmt.

Viele Grüße von deiner

Emma.

Unsere Adresse ist Wien XIII. Bezirk, . . . gasse 12.

Die ganze Tragik des unseligen Einflusses einer gelösten Ehe auf das empfängliche Kinderherz enthüllt sich uns in solchen Briefen. Hat auch der kleine Max noch immer die geheime Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dem Vater, so sprechen doch aus der scheinbar bloß naiven Mitteilung: »Ich bin in M . . . geboren« und dem leisen Zweifel »Wenn du die Mutter noch kennst« die schwersten Anklagen gegen den Vater. Auch die kleine Emma bricht in den Vorwurf aus: »Alle Kinder haben einen Papa, der bei ihnen wohnt, nur ich nicht,« aus und fügt vorsichtshalber, damit der Vater nicht am Ende sie beim Besuche verfehle, Zeit und Adresse bei. Dieses vergebliche Sehnen nach dem Vater quillt nicht allein aus der Liebe zu ihm, die dort kaum gerechtfertigt ist, wo die Eltern wenig mehr als ein Jahr zusammen lebten, oder aus dem Wunsche, neben der Mutterliebe auch die des Vaters zu genießen, sie ist weit mehr der Ausdruck stillen Grübeln über die besonderen Verhältnisse im eigenen Heim. Nichts ist dem Kinde so unerträglich, als in Verhältnissen zu leben, die es als ungewöhnliche empfindet und über die ihm doch die volle Wahrheit vorenthalten wird. In den Briefen solcher Kinder zeigt sich häufig bald eine sonderbare Eigentümlichkeit, die uns fast an eine ausbrechende Neurose mahnt. Sie beharren auf einem einmal angeschlagenen Thema beinahe zwangsartig, sie beleuchten es von allen Seiten, kommen immer wieder darauf zurück, auch wenn es längst erledigt scheint. Als typisches Beispiel will ich eine Stelle aus Beppos Briefen anführen; in einem Brief an die Großeltern schreibt er kurz vor dem 6. Dezember, an welchem Tag in dem der Erziehungsanstalt nahe gelegenen Ort F . . . alljährlich der Klausmarkt abgehalten wird:

» . . . Ich weiß nicht, ob der Klausmarkt abgehalten wird, denn in der Nähe von F . . . ist Maul-Klauen Seuche. Aber die Buden sind schon aufgestellt. Es wäre schade, wenn der Klausmarkt nicht abgehalten würe, denn es ist nämlich auf dem Klausmarkt sehr schön. Wir gehen in ein Kino. Wenn es nur noch schneite. Seid so gut und schickt mir den Schlitten, Ich hoffe es wird bald schneien. Jedenfalls, wenn es schneien

würde, würde der Klausmarkt abgehalten. Darum sage ich: das der Klausmarkt abgehalten wird. Ich glaube es wird schneien. Viele Grüße

Beppo.«

Zahlreiche ähnliche Stellen in anderen Briefen weisen darauf hin, daß den kleinen Beppo Fragen, über die er nicht ins Reine kommen kann, immer wieder quälen. Ist es zweifellos auch das sexuelle Problem, das seine Seele beschäftigt, so wirken doch die schweren Schicksalsschläge, die seine Familie getroffen und die seine und des Bruders Entfernung aus dem Elternhause notwendig gemacht, nachhaltig auf seine Seele. Auch die kleine Emma zeigte bald nach der Trennung ihrer Eltern ein beharrliches Festhalten an bestimmten Themen und Grübeln. Alles Unklare in seiner Umgebung, über das das Kind vergeblich Herr zu werden sucht, färbt seine Stimmung, seine Worte, seine Briefe. Es nimmt zu Ausdrücken Zuflucht, die altklug und unkindlich scheinen und doch nichts anderes als eine instinktive Abwehr gegen drohendes Unbekanntes sind. Ein Witwer mit drei Kindern im Alter von acht, fünf und drei Jahren heiratet zum zweiten Male. Die achtjährige Vally schreibt an die zukünftige Mutter:[1]

Liebe kleine Mama!

Wir freuen uns schon sehr auf dich. Der Papa freut sich auch sehr. Der Papa wird dich wahrscheinlich abholen. Die Fritzi[2] ist sehr oft unartig. Du wirst dich vil ärgern. Und der Milo[3] macht sich immer an. Bring uns etwas schönes mit aus Wien. Die Großmama freut sich auch sehr.

Es grüßt dich vielmals

Deine lieben Kinder.

Versichert auch die kleine Vally der erwarteten Stiefmutter die Freude aller Familienmitglieder über ihr Kommen, so liegt doch in der Anrede »Liebe kleine Mama« eine unbewußte Abwehr des Kindes, der fremden Frau die Rechte einer wirklichen Mutter einzuräumen; die leibliche Mutter erscheint dem achtjährigen Kinde, wie wir aus unzähligen Kinderworten und aus der psychoanalytischen Erfahrung wissen, keineswegs klein, auch dann nicht, wenn sie es in der Tat ist. Vally will mit dem Worte »klein« eine Schranke aufrichten zwischen dem Erinnerungsbilde der vor vier Jahren verstorbenen Mutter und der Fremden. Und sie macht ihr gleichzeitig bange vor den Missetaten der jüngeren Geschwister, sie will sie trotz der geheuchelten Freude durch das »Du wirst dich viel ärgern« abschrecken, nach S. zu kommen. Nur der Gedanke, die neue Mutter werde aus Wien etwas Schönes mitbringen, söhnt sie wieder mit dem unabänderlichen Schicksal aus.

Der Schluß von Vallys Brief führt uns zu einer besonderen Gruppe von Kinderbriefen, zu den Wunschbriefen. Sie sind die reizendste Offenbarung des schrankenlosesten kindlichen Egoismus, mögen sie in ihrer einfachsten Form als Wunschzettel an das Christkind gerichtet sein oder in verblümten Worten den Eltern die Erfüllung eines Herzenswunsches nahelegen. Wenn ich diese Briefe als eine besondere Kategorie bezeichne und

[1] Die Familie lebte in einer Stadt Bosniens, die Braut in Wien.
[2] Die fünfjährige Schwester.
[3] Der dreijährige Bruder.

sie sondere von den Sehnsuchtsbriefen, in denen der kleine Beppo, Max und Emma ihrer Seele geheimste Erwartung und Hoffnung kundtun, so hat dies seinen Grund darin, weil für das Kind Wünschen und Sehnen ganz Verschiedenes bedeutet. Einen Wunsch haben, heißt zumal für das jüngere Kind, etwas Reales, Handgreifliches besitzen wollen, was es bisher nicht hatte. Als der kleine Max seinen Wunschzettel für Weihnachten an seine kranke Mutter nach Arco sendete, zählte er eine lange Liste von Spielsachen und Büchern etc. auf, und obwohl er innig an ihr hängt und unzählige Male seine Tante fragte: »Glaubst du, daß die Mutti zu Weihnachten nach Wien kommt?«, fügte er nur ganz flüchtig bei: »Schade, daß du nicht da sein kannst zu Weihnachten.« Nur wenn ein Kind täglich und stündlich Zeuge der Leiden des kranken Vaters oder der kranken Mutter ist, wird es in tragischer Einfalt mit dem Christkindlein einen Pakt schließen wollen, der uns ein wenig an die Gelübde und Opferpakte in grauer Vorzeit erinnert; so schreibt ein fast elfjähriges Mädchen:

Liebes Christkind, ich bitt' dich laß die Mutter endlich gesund werden; dafür schenk ich meine große Puppe, die noch alle ihre Haare hat, mitsamts die Kleider dem kranken Hausmeistermäderl, damit sie auch eine Freude hat. Sonst wünsch ich mir nichts als ein oder zwei große Märchenbücher und einen Chriestbaum und viel Bäckerei.

In Hochachtung

Deine

Fini B . . .

1. Stock, Tür 7.

Während Beppo im ersten Jahre seines Aufenthalts in V . . . vor Weihnachten einem Briefe an die Großeltern kurz und bündig beifügt: »Der Wunsch. Ich werde mir nicht viel sachen wünschen. Ich möchte ein gehwer und ein tzako und meine Laterne Magika. und die anderen Spielsachen. sonst nichts,« fragt er im nächsten Jahre bereits höflich bei den Großeltern an:

»Darf ich mir jetzt die Weihnachtsgeschenke wünschen. Ich wünsche mir einen Soldatenanzug, eine Eisenbahn und ein Spiel. Ich glaube, daß ich die Sachen welche ich gewünscht habe vom Christkindlein bekommen werde. Dann wünsche ich noch ein Buch, damit ich auch ein bischen lesen kann. Ich mache Papa ein schönes Weihnachtsgeschenk.«

Auf seinen Geburtstag endlich macht er die Großmama bloß durch zarte Winke aufmerksam:

Liebe Großmama!

Was machst du? Ich freue mich schon auf meinen Geburtstag. Ich bin neugierig was ich zum Geburstag bekomme. In drei Tagen habe ich ihn . . .«

Max, der sich in seinen Wünschen keineswegs durch Bescheidenheit auszeichnet, schreibt an seine Mutter vor dem Nikolaustag: »Es wird mich alles freuen was der Nikola bringt.« Und vor Weihnachten: »Ich wünsche mir vom Christkindel: Post- oder Spediteurwagen, eine federkreuzweiche. Ich freue mich auf den Nikola, auf dein Kommen und das Christkindel.« Die zahlreichen anderen Wünsche zu vermerken, überließ er seiner Tante.

Neben den harmlosen Wunschbriefen, die der Lust am Spielen und zugleich dem Verlangen entspringen, die Liebe anderer in handgreiflichen Beweisen zu genießen, kommen auch in der frühen Jugend schon solche vor, die Eifersucht und Neid diktieren. Ein kleines Mädchen schreibt an das Christkind:

Liebes Christkind! Ich bitte dich und bring mir eine Puppe wie die Elsa eine hat aber noch größer. Mit Augen zum auf und zumachen und wenigstens drei Kleider. Dann noch ein ganz kleines Puppen Zimmer, wie die Hansi hat aber mit mehr drin. Und ein Christbaum und 2 Märchenbücher und 1 Gumiball, Abziehbilder und andere Bilder zum Aufkleben und Sintetigon und Bäckerei. Ich habe seit Nikolo nicht mehr Nasen gebort. Ich hoffe das du Wort hältst.

Deine liebe Irma.

Noch greller tritt das Eifersuchtsmotiv in dem Briefe eines neunjährigen Mädchens an den Storch hervor:

Liber Storch! Sei so gut und bring mir auch einen kleinen Bruder, wenn es möglich ist. Die Anna[1] bilt sich soviel drauf ein, daß sie einen bekommen hat. Ich geb schon acht auf ihm wenn die Mutter nicht da ist.
Mit vielen Grüsen

Deine
treue Magda.

So lebhaft begehrt das Kind die Erfüllung seiner Wünsche, daß es schon in frühen Jahren nicht ansteht, den Weg der Erpressung einzuschlagen. Eine Lehrerin überließ mir den Brief einer Schülerin der vierten Volksschulklasse, den das Mädchen während der Schulstunde geschrieben:

Liebe Veit! Bitt dich, gib mir das große rote Zuckerl. sonst zeig ich dich auf das du und die Müller eßt unter der Stunde. Die Frau K. (die Lehrerin) schaut so immer her.

Deine ewig treue Freundin

B . . .

Auf späteren Altersstufen sind solche schriftliche Erpressungsversuche keineswegs selten, am häufigsten werden sie bei Vergehen sexueller Natur geübt.

Befindet sich auch im allgemeinen das Kind zwischen dem achten und zehnten oder elften Jahre in einer Periode unterdrückter Sexualforschung, so genügt doch die geringfügigste reale Wahrnehmung auf diesem Gebiete, um das kindliche Interesse mächtig aufflammen zu lassen; je mehr das Kind sich dem Beginn der Pubertät nähert, desto offenkundiger tritt zur sexuellen Neugierde der Sexualneid hinzu.

Es ist natürlich, daß gerade Kinderbriefe solchen Inhalts am seltensten in die Hände Erwachsener gelangen; sie sind auch in der Regel nicht, wie jene rührende Anfrage zweier Schwestern[2], die mit dem Problem der Entstehung der Kinder allein nicht zurecht kommen konnten, an eine erwachsene Person gerichtet, sondern es sind Briefe an »ewige treue« Freunde und

[1] Ihre Freundin, deren Mutter vor einigen Wochen einen kleinen Knaben bekommen.

[2] Freud, Kl. Schr. z. Neurosenlehre, 2. Folge, p. 155.

Freundinnen. Heimlich geschrieben und heimlich gelesen, kommen sie den Großen nur durch ein Ungefähr oder durch schnöden Verrat zu Gesicht.

Ein neunjähriges Mädchen schreibt an eine Schulfreundin:

Liebe Berger! Meine große Schwester hat es[1] heute bekommen. Die Mayer sagt, sie hat es auch schon. Aber das ist gar nicht wahr, sie lügt. Geh heute um 11 Uhr mit mir, da sagen wir ihr, das sie lügt. Das ist eine Gemeinheit und sie kann unsere Freundin nicht mehr sein.

Bitte um antwort.

Deine treue

Rosa.

Die erbetene Antwort lautet:

Liebe Schauer, das Freulein (die Lehrerin) schaut her. ich kann nicht schreiben. Ich hab dir schon lang gesagt, der Mayer kann man nicht trauen. Was hat dir denn deine Schwester gesagt? Ich möchte es nicht einmal haben. Du doch auch nicht.

In aler Eile

Deine

Regina.

Um 11 Uhr gehen wir mitsamen.

Die heillose Verwirrung, die in den kleinen Köpfen halbe Wahrheiten anrichten, spricht aus folgendem Briefwechsel zweier Mädchen, Schülerinnen der dritten Volksschulklasse:

Liebe Nerber.

Die Blau hat gesagt, unser Freulein hat die P . . . (du weißt schon was) da kriegt sie bald ein Kind.

Deine treue Freundin.

Antwort:

Liebe Mizi!

Das weiß ich alles schon lange von meiner Kusine. Aber wenn man ein Kind kriegt muß man eine ganze Nacht mit einem Herrn in einem Bett schlafen. Zerreiß den Brief.

Deine dich innig liebende

Eva.

Diese Briefe bedürfen ebensowenig eines Kommentars wie die folgende Korrespondenz zweier elfjähriger Mädchen:

Liebste Berta!

Die Richter Anna hat in der Handarbeitsstunde einen großen Tratsch gemacht über dich. Sie will es dem Fräulein P. (der Klassenlehrerin) sagen, was du für unständige Sachen sagst. Ich weiß nicht was, wahrscheinlich das vom Kinderkriegen. Auf mich kannst du dich verlassen. Es ist eine Gemeinheit. Die beiden Richter reden doch selbst sehr

[1] Umschreibung für Menstruation.

vieles und niemand sagts weiter. Wir verkehren einfach nicht mehr mit ihnen. Fürcht' dich nicht.

In treuer Freundschaft

deine Elsa.

Die Antwort lautet:

Liebste, liebste Elsa!

Sie soll es nur sagen. Nächsten Montag gehe ich so schon aufs Land. Und Gott sei Dank, das Fräulein P. hört Tratschereien nicht an. Daß du nichts sagst, das weiß ich. Übrigens war mein Papa schon gestern in der Schule mich abzumelden. Ich habe das Bibliotheksbuch vergessen, da bekomme ich einen Putzer.

Viele Küsse von Deiner

einzigen Freundin Berta.

Nur leise Andeutungen eines lebhaften Sexualinteresses verrät das Briefchen eines zehnjährigen Mädchens an ihre Freundin:

Liebe Mina!

Kannst du Sonntag zu mir kommen? Wir sind ganz allein zu Haus.[1] Wir kochen uns selbst Schokolade und dann gehen wir in dem Papa sein Zimmer und nehmen uns das Lexikon aus dem Bücherkasten. Und dann gehen wir in die Ribisel. Die Mama ist bestimmt fort. Das ist fein. Es küßt dich 10000000000mal

Deine ewig treue Freundin

Karoline.

Von Bubenhand steht mir nur ein einziger Brief offenbar sexuellen Inhalts zur Verfügung:

Lieber Kurt,

Der Robert hat mir gestern etwas Gräßliches gezeigt. Am Abend habe ich es noch einmal probiert. Dann war mir ganz heiß und schlecht Sag es niemand. Er sagt du weist es.

Dein

treudeutscher Freund Hans.

Der neunjährige »treudeutsche Freund« Hans, Sohn eines Urgermanen, scheint die Freuden der Onanie durch seinen Lehrmeister Robert kennen gelernt zu haben.

Zum Schlusse sei noch ein wenigstens anscheinend ziemlich harmloses Schreiben meines achtjährigen Neffen Max an seine um ein Jahr ältere Freundin angeführt:

Liebe Erna! Wenn du nicht kratzst, du Katz so komm ich Dienstag zu dir. Richte alles her zum Bauen, auch Lehm und Holz. Der Tunell muß so weit und tief werden, daß wir Platz drin haben. Und in der

[1] Die gesperrt gedruckten Stellen sind in den Originalen 2- bis 5mal unterstrichen.

Mitte muß es ganz finster sein. Hoffentlich kommen die G... nicht. Dann ist es fad. Da komm ich nicht.

Viele Grüße

Dein

Raxtax.

Dieser Brief gibt uns, zusammengehalten mit dem vorhin zitierten Einladungsschreiben der zehnjährigen Karoline, ein gutes Bild von der scharf differenzierten seelischen Entwicklung der Geschlechter. Das Mädchen lockt die Freundin durch die Verheißung von Süßigkeiten für Leib und Seele zum Besuche, der Knabe stellt seine Forderungen und macht seinen Besuch von allerlei Bedingungen abhängig. Beide aber wollen mit der Freundin allein sein, und ich glaube, daß auch »Raxtax«, wenn ihn auch noch das »Lexikon« kalt läßt, doch mancherlei Unterhaltung plante, zu der ihm Zuschauer nicht paßten.

Eine besondere psychologische Bedeutung kommt jenen Kinderbriefen zu, in denen der Schreiber entweder Anklagen gegen andere erhebt oder eigene Vergehen mehr oder weniger freiwillig bekennt. Die ersteren enthalten, selbst wenn sie im Scherz geschrieben wurden, doch immer ein wenig Ernst; es macht sich in ihnen der Ärger über eine vermeintliche Ungerechtigkeit oder über zu große Strenge Luft. So schrieb mein Neffe im verflossenen Winter folgende Anklageschrift wider seine Tante und seine Großtante an die Mutter:

Liebe Mutti, bst! ich darf bei Scheefall und Sturm nicht schpazieren. Wenn ich nicht brav esse, bekomm ich keine Zesse (= Zuckerwerk, das die Mutter ihm aus Arco geschickt hatte) Da ich öfters schlim bin, krieg ich öfters Wimbin (= ein paar Klapse auf die Hände). Sie zwingen mich Milch zu trinken. Sie lassen mich nicht in der Nase bohren. Um halb neun Uhr abends und um sieben Uhr in der früh darf ich nicht sprechen.

Wann kommst du zurück? Herr F... besuchte mich am Sonntag und sagte ich bin ein Schwätzer, obwohl er mehr mit der Tante redete als mit mir, das nennt er mich besuchen!!!!!!

Viele Grüße von

Deinem Lumpus.

Während des Niederschreibens schwand schon der Groll des kleinen Jungen und unter hellem Jubel steckte er den Brief in den Postkasten. Vielleicht hoffte er, die Mutter auf diese Weise zu baldiger Rückkehr zu bewegen, worauf die Frage: »Wann kommst du zurück«, deutet. Solche Anklagen wider Erwachsene sind die natürliche Reaktion auf lästigen Zwang, während Selbstanklagen häufig ein wenig Masochismus verraten.

Auch Beppo berichtet dem Vater von begangenem Unrecht, aber nicht fremdes, sondern eigenes; freilich geschah das auf Anordnung des Institutsleiters, der aber dem Kinde freie Hand bezüglich der Art der Mitteilung läßt:

Lieber Papa

Was machst du? Bist du gesund? Ich habe schon viele male gelügt. Vorgestern habe ich schon wieder gelügt. Ich habe Frau B., Fräulein L., Herrn F. und Herrn D. (vier Lehrkräfte) gesagt das ich im unterricht gewesen bin und es war doch nicht wahr. Da hat mich Herr B. ausge-

schumpfen und hat gesagt das man mir nichts mehr glauben wird. Ich habe eingesehen daß das Lügen unnötig ist. Drum Werde ich mir mühe geben das ich ein braver und ein volksamer Bube werde. Ich werde Jetzt hofentlich nicht mehr lügen und nich Stehlen den das Lügen und das Stehlen ist eine böse Lust. Was machen die Tanten? Sind sie gesund? Die Großmama hat mir geschrieben Warum ich meinen Papa keinen Brief geschrieben habe er ist ja in Berlin.

Es grüßt und Küßt dich

100000mal

der Beppo.

Und ein andermal:

Lieber Papa ich habe in die Hosen gemacht weil ich zu faul war auf das Closet zu gehen. Ich war in der Kartonnage, da habe ich mich immer aufgehalten und wollte nicht auf den Abe gehen. Ich bin sehr faul Immer mache ich in die Hosen nur weil ich zu faul bin auf den Abe zu gehen[1]. Ich will das nicht mehr machen darum hat Herr B. gesagt ich solle dir das schreiben.

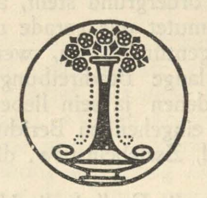
⟨Dieser Brief ist bezeichnenderweise der einzige, dem die Unterschrift fehlt.⟩ Das Versprechen, »hoffentlich nicht mehr zu lügen und zu Stehlen« ist mit großer Vorsicht gegeben und zeigt, daß Beppos Unbewußtes keineswegs geneigt ist, so bald und vollständig darauf zu verzichten. Auch daß er das Lügen bloß *unnötig* findet, zeigt die geringe Festigkeit seiner guten Vorsätze. Daß er seine Unarten so freimütig gesteht, geschieht wohl weniger in Erfüllung des Auftrages des Direktors, als einerseits aus dem Gefühle der Sicherheit vor väterlicher Strafe infolge der großen Entfernung, die zwischen Vater und Sohn liegt, anderseits mag auch nicht ganz der Trotz fehlen, der dem Vater die Fehler des Sohnes gewissermaßen unterstreicht; ich vermute dies fast aus der behaglichen Breite, mit der Beppo diese und andere Vergehen bekennt.

Noch eine Seite ist an Kinderbriefen aus der ersten Lernperiode psychologisch besonders interessant. Es kann uns nicht verwundern, daß das Kind auch in seinen Briefen die eigene Person, die im Mittelpunkt der Welt ist, seine Wünsche in den Vordergrund stellt, am liebsten von seinem Tun und Treiben spricht, aber es mutet uns gerade um dieser rein egozentrischen Daseinsauffassung willen eigentümlich an, wenn Beppo in seinen Briefen an Vater und Großeltern lange Beschreibungen des Kohlweißlings, des Löwenzahns etc. gibt, in denen ja sein liebenswürdiges Persönchen nicht die Rolle spielt wie in den eingehenden Berichten über die Häuschen, die er aufführt, über Salat, Kohl, Zwiebeln usw. die er gepflanzt hat, über die

[1] In Wahrheit ist nicht die Faulheit die Ursache seines Fehlers, sondern diese liegt nach Angabe seines Vaters viel tiefer. Beppo verlor mit vier Jahren, zu welcher Zeit er sich längst mit den Forderungen der Reinlichkeit und des Anstandes befreundet hatte, plötzlich seine Mutter. Das gestörte Familienleben, die geringere Aufmerksamkeit, d. h. Liebe, die ihm in dieser Zeit zuteil wurde, übten die schlimmste Wirkung auf seine verstörte Seele. Er fing an, sich zu beschmutzen, um sich die Hingabe seiner Umgebung zu erzwingen. Diese Vorkommnisse, die bei einem neunjährigen Buben entschieden befremdlich scheinen, sind also aus einer Trotzeinstellung gegen die Familienmitglieder, vor allem den Vater gerichtet, der Beppos Sehnsucht, ihn daheim aufwachsen zu lassen, nicht erfüllt, in zweiter Linie gegen den Direktor der Anstalt als Stellvertreter des Vaters.

Gewinstverlosung am Nikolaustag, über Brot und eine ganze Wurst, die jeder Zögling bei einem Ausfluge erhalten haben und die ihm gar so gut geschmeckt. Die Mitteilungen über die neu erworbenen Kenntnisse in der Naturkunde klingen so lehrhaft, daß wir wohl nicht irre gehen, einen versteckten Grund dieser Berichte anzunehmen. Wie, wenn der kleine Beppo damit sagen wollte: Sieh Vater, so viel Neues habe ich ohne deine Hilfe gelernt und so werde ich auch andere Dinge, die du mir nicht sagen mochtest (Familienangelegenheiten, sexuelle Aufklärung etc.) erfahren. Dieser Zusammenhang scheint mir deshalb glaubwürdig, weil auch andere Kinder gern sich so ihres neuen Wissens gerade vor den Eltern rühmen. Mein Neffe hingegen, der frühzeitig von seiner Mutter über die brennendste Frage der Kindheit aufgeklärt worden, ist eben seiner Mutter gegenüber frei von solchen scheinbaren Prahlereien, die er weit mehr bei Fremden anbringt. Die Kenntnisse, die ihm die Schule vermittelt, spielen für ihn überhaupt nur eine geringe Rolle zum Großtun, eine Tatsache, die ich wiederholt bei Kindern, welche frühzeitig über materielle und sexuelle Fragen rein sachlich aufgeklärt wurden, gefunden habe. Die sexuelle Wißbegierde und der kindliche Narzißmus drängen das kleine Menschenkind, sich frühzeitig auf eigene Füße zu stellen und dies den Großen recht bemerkbar zu machen. In dem lakonischen Schlußsatz in mehreren Briefen Beppos: »Es grüßt dich der Beppo,« einer bei Kindern sehr beliebten Form der Unterschrift, liegt ein gut Teil von Unabhängigkeitsbestrebungen, in denen wir unschwer einen Ausdruck der infantilen Eigenliebe erkennen. Er stellt bereits eine höhere verfeinerte Stufe des Narzißmus dar als die ganz primitive Unterschrift »Dein lieber Beppo«, »Deine geliebte Freundin«.

[1] Auch die Landkinder, vor denen weder die Familienverhältnisse noch das Sexuelle so ängstlich verheimlicht werden, kennen keine Prahlerei mit Schulwissen, obwohl gerade sie ihren Eltern in dieser Hinsicht oft weit überlegen sind.



# Inhalt des fünften Heftes.







BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, GES. M. B. H. IN WIEN.